This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07494395 6

Bertha Wa[illegible]

August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmanns Biographie.

Fünfter Band.

Prosaische Schriften. III.

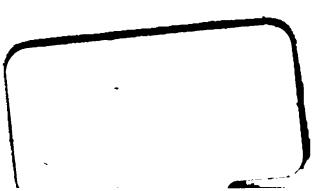
Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

TE

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
612018B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1951 L

Inhalt des fünften Bandes.

	Seite
Die Kur der Eitelkeit	1
Almanzina	17
Adelheid von Montmorency. (Eine romantische Skizze aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.)	53
Liamande. (Ein Mährchen.)	79
Stiller Gram	105



Bertha Wehmeyer.
184

August Mahlmanns

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmanns Biographie.

Fünfter Band.

Prosaische Schriften. III.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

TE

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
612018B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1951 L

Inhalt des fünften Bandes.

	Seite
Die Kur der Eitelkeit	1
Almanzina	17
Adelheid von Montmorency. (Eine romantische Skizze aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.)	53
Liamande. (Ein Mährchen.)	79
Stiller Gram	105

Buchhandlung 5/19/11 4 Vol.

Die Kur der Eitelkeit.

Amalie von Osville war durch die Gunst der Natur und des Glücks nicht minder verzärtelt worden, als durch ihre Aeltern in der Kindheit und durch die Welt, seit dem Tage, wo sie eine Zierde dieser bunten Bühne ward. Zu früher Weihrauch hatte ihr den Kopf eingenommen und der Eitelkeit so viel Raum gemacht, daß für verständiges Nachdenken zu wenig übrig blieb. Doch bei einem sechzehnjährigen Mädchen voll Reiz und Anmuth übersieht man leichte Mängel. Die Eitelkeit einer Geliebten wird ihr als Gerechtigkeit gegen sich selber angerechnet, und man vergißt, daß sie durch Bescheidenheit noch mehr gefallen würde. Clairval liebte Amalien. Das leichteste und sicherste Mittel, ihr zu gefallen, Schmeichelei, führte ihn zum Ziele. Er besaß einen lebhaften Geist, eine regsame Einbildungskraft und das Talent, jene arti-

gen Verse zu machen, welche kein anderes Verdienst haben, als daß sie auf den Augenblick passen, wie Funken glänzen und schnell vergehen, aber doch zuweilen einen tiefen Eindruck auf das Herz Derjenigen machen, die den Dichter begeisterte.

Seit zwei Jahren waren Clairval und Amalie vereint, und ein holdes Kind befestigte die Verbindung, die noch kein trüber Augenblick gestört hatte. Allmälig war jedoch in Clairval's Sprache und Benehmen eine unmerkliche Veränderung vorgegangen. Er liebte seine Frau noch mit der alten Zärtlichkeit, aber freilich feierte er sie nicht mehr durch zärtliche Verse, und mit dem Gedanken beschäftigt, sie glücklich zu machen, dachte er nicht mehr daran, ihr zu schmeicheln. Seine Sprache war die Sprache der Offenheit und des Vertrauens. Das Gefühl des Glücks, dachte er, müßte sich anders ausdrücken, als der Wunsch der Sehnsucht, und die Galanterie könnte im gesellschaftlichen Leben sehr angenehm sein, aber an der Seite der Frau, mit welcher man sein Leben zubringen wollte, nur abgeschmackt sich ausnehmen. Vor seiner Verbindung bemühte er sich, als der angenehmste Liebhaber zu erscheinen; einmal mit der Geliebten verbunden, strebte er nur nach dem Ruhm, ein guter Gatte zu sein.

Eine achtzehnjährige Frau liebt uns aber freilich nicht bloß wegen unserer guten Eigenschaften, weil erst ihr Herz

allein und selten schon ihr Verstand mündig ist. Frau von Clairval bemerkte mit Empfindlichkeit die Veränderung in dem Betragen ihres Mannes. In der Blüthe ihrer Schönheit, von Anbetern umringt, wollte sie sich für dasjenige, was sie im häuslichen Kreise vermißte, durch die Huldigungen entschädigen, welche man ihr außer ihrem Hause so verschwenderisch darbrachte. Man bemerkte bald, daß Eitelkeit sie beherrschte, und der Weihrauch ward nicht gespart. Clairval sah, daß sie ihres Triumphes sich überhob, und er besorgte, diese ungemessene Gefallsucht möchte seinem Glücke und seinem Rufe schaden. „Du warst gestern ungemein fröhlich bei Frau von Belmont," sprach er eines Tags zu Amalien, „und ich kann es nicht ohne Schmerz sehen, meine Liebe, daß Du im gesellschaftlichen Kreise Dich weit glücklicher fühlst, als in unserm Hause."

„Die Bemerkung ist treffend," antwortete sie ein wenig unfreundlich. „In der Welt giebt man mir, was mir gebühret; in meinem Hause rechnet man mich für nichts." — „Du irrest sehr, liebe Amalie," hob Clairval wieder an. „In der Welt schmeichelt man Dir als einer reizenden Frau, und das ist gut; in Deinem Hause behandelt man Dich als eine achtungswürdige Frau, als eine gute Mutter, eine zärtliche Gattin, und das, dächte ich, wäre noch besser. In der Welt bietet die Eigenliebe alle ihre nichtswürdigen Hülfsmittel auf, um Dir den Kopf

zu verdrehen; in Deinem Hause spricht allein das Herz mit der ganzen Aufrichtigkeit des wahren Gefühls."

Die Unterhaltung ward gestört durch die Ankunft zahlreicher Gäste. Frau von Clairval war bald umringt von zierlichen Herren. Ihr Lob war auf allen Lippen, in allen Blicken. Ein lebhaftes Gespräch, freilich ohne Gehalt und Zusammenhang, gab Jedem Gelegenheit, seinen Witz und seine Liebenswürdigkeit zur Schau zu tragen. Das unbedeutendste Wort, das Frau von Clairval sprach, wurde von Allen wiederholt und gepriesen. „Welcher Geist! welche Anmuth! welche Feinheit!" hörte man von allen Seiten, und die Lobsprüche schmeichelten desto mehr, da sie nicht unverdient waren.

Unter den Bewunderern der schönen Frau zeichnete sich vor Allen Floreville aus, eine angenehme Gestalt, durch Alles geschmückt, was die Mode Gefälliges aufbrachte. Er hatte freilich bei dieser angenehmen Außenseite ein sehr geziertes Betragen, und bei allem glänzenden Witze, den man ihm nicht absprechen konnte, waren ihm Verstand und Beurtheilungskraft nur in einer äußerst geringen Gabe zugetheilt; aber vielleicht gerade, weil er so war, fand er Beifall in der Welt. Floreville hatte sich vorgesetzt, Frau von Clairval zu seinen Eroberungen hinzuzufügen, und glaubte schon viel über ihr Herz gewonnen zu haben. Er irrte nicht. Frau von Clairval hatte zwar gute Grundsätze

und eine vollkommene Achtung gegen ihre Pflichten, aber es war hohe Zeit, ihrem Verstande zu Hülfe zu kommen. Eines Tages trat Clairval in ihr Zimmer. Er fand sie nicht, aber aus Unvorsichtigkeit hatte sie auf ihrem Schreibtische einen angefangenen Brief an eine Jugendfreundin liegen lassen. Neugierig las Clairval:

„Ich bin bei weitem nicht so glücklich, meine liebe Freundin, als Du glaubst. Mein Mann ist freilich noch immer ein vortrefflicher Mann, und ich zweifle nicht an seiner Liebe; aber er ist nicht mehr gegen mich, was er vor unserer Verbindung war. Wohin ist jene Zeit, da er meinem Willen, meinen Launen unterworfen war?! Jedes Wort, das ich von ihm hörte, war fein und schmeichelnd. Sein Betragen ist noch immer dasselbe, aber nicht mehr sein Ton, nicht mehr seine Sprache. Er behandelt mich ganz wie seines Gleichen. Denke Dir, er wagt es, mir seinen Rath zu geben, mir, die er sonst als sein Orakel betrachtete. Er vergißt immer mehr, durch welche Mittel es ihm einst gelang, mir zu gefallen, und ohne diese würde ich ihn nie geliebt haben. Unter diesen Umständen ist es ein Glück, daß junge liebenswürdige Männer sich um mich drängen, bei welchen ich die Aufmerksamkeiten wiederfinde, die mein Mann mir nicht mehr zu erweisen würdigt. Besonders Einer... O, wenn Du ihn sähest, ich wette, Du würdest ihn lieben. Er heißt Floreville.

Man kann unmöglich liebenswürdiger sein. Wie viel Witz! Wie fein weiß er zu schmeicheln! Im Vertrauen will ich Dir gestehen, ich habe eine Eroberung an ihm gemacht . . ."

Hier hatte Frau von Clairval aufgehört. Ihr Mann las diese Zeilen nicht ohne tiefe Bewegung; aber als er ruhiger nachdachte, fand er noch einen Schimmer von Hoffnung und Trost. „Sie liebt mich noch," sprach er zu sich selbst, „sie ist gerecht gegen mein Herz, und nicht mein Betragen, sondern die Art, wie ich mit ihr umgehe, hat ihr Mißfallen erweckt. Wohlan, ich muß davon abgehen. Sie vermißt den Weihrauch, den ich ihr sonst darbrachte. Den kann ich ja ihr zu Ehren wieder verbrennen! Ich werde, denke ich, meine Nebenbuhler noch einmal besiegen, wenn ich mich ihrer eigenen Waffen bediene. Amalie hat im Grunde Herz und Kopf auf dem rechten Flecke, und ich hoffe, sie wird wohl einsehen, was die galanten Abgeschmacktheiten werth sind, welche ich auf den offenen und einfachen Ausdruck wahrer Zuneigung folgen lasse."

Er kam in eine der glänzenden Versammlungen, wo Amalie selten fehlte. Sogleich eilte er ihr entgegen und stellte sich unter die Bewunderer, welche sie umringten. Floreville führte das Wort in dem Kreise, und nie hatte sich sein Witz lebendiger und glänzender gezeigt. Er sagte

der gefeierten Frau so reizende Schmeicheleien, daß seine Nebenbuhler verzweifelten, je diesen Grad von Liebenswürdigkeit zu erreichen. Clairval gab der Versammlung ein Schauspiel ganz neuer Art. Er setzte sich zwischen seine Frau und Floreville und überbot glücklich die Lobsprüche des begünstigten Liebhabers. Beide schienen einen Wettkampf einzugehen, es war ein wahres Lauffeuer von zärtlichen Epigrammen, und am Ende trug Clairval den vollständigsten Sieg davon.

Man schritt bald zu den kleinen Gesellschaftsspielen, die oft nur dem Namen nach unschuldig sind. Clairval, immer an der Seite seiner Frau, ließ keinen Augenblick vorübergehen, ohne ihr eine sinnreiche Schmeichelei zu sagen. Sie war äußerst verlegen über die Rolle, welche ihr Mann spielte. Sie erröthete, als sie das spöttische Lächeln der übrigen Frauen bemerkte, und hier und dort murmeln hörte: „Ist's nicht lächerlich, daß ein Mann öffentlich solche Lobsprüche an seine Frau richtet? Haben sie nicht Zeit, sich diese Albernheiten zu sagen, wenn sie allein sind? Die eheliche Liebe mag sehr gut zu Hause sein, aber sie nimmt sich sehr abgeschmackt vor andern Leuten aus."

Man löfete die Pfänder, und Floreville sollte die Frau, welche er liebte, schildern. Man fand das Bild allerliebst, und alle Blicke richteten sich auf Frau von Clairval. Die spöttische Huldigung des Neides, die aber immer zum Vor-

theile der Schönheit ist! Clairval erhielt dieselbe Aufgabe. Auch er entwarf das Bild der Frau, die er liebte. Die glänzendsten Farben wurden verschwendet, alle Schätze der Blumengöttin erschöpft. Das Bildniß war so frisch, und Niemand konnte Frau von Clairval verkennen.

„Das war zu arg. Es ist kläglich!" riefen leise alle Weiber, „der arme Clairval hat den Kopf verloren." — „Clairval beträgt sich in der That recht erbaulich," sagten die jungen Herren; „wenige Männer würden ihre Weiber so schön schildern."

Die Gesellschaft trennte sich endlich. Clairval erhob sich, um seiner Frau den Shawl zu bringen, und litt nicht, daß ein Anderer sie zum Wagen führte. Als er allein mit ihr war, nahm er keinen andern Ton an. Frau von Clairval beobachtete ein tiefes Stillschweigen; endlich aber, da sie zu Hause waren, konnte sie's nicht mehr aushalten.

„Ihr Betragen ist mir unbegreiflich!" sagte sie. „In der That, Sie müssen den Verstand verloren haben!" — „O, wer könnte ihn an Ihrer Seite behalten!" antwortete Clairval. — „Alle die Schmeicheleien, die Sie mir gesagt haben..." — „Sind sehr abgeschmackt gegen diejenigen, welche Sie verdienen." — „Ihre Lobsprüche..." „Zu schwach für eine Göttin." — „Das Bild, welches Sie entwarfen..." — „War nicht geschmeichelt." —

„Es war äußerst lächerlich ...“ — „Die Schwierigkeit, so viele Reize zu malen, muß mich entschuldigen.“ — „Sie haben mich dem Gelächter aller Frauen ausgesetzt...“ „Sie waren neidisch auf Amaliens Reize.“ — „Alle Männer spotteten über Sie ...“ — „Sie waren neidisch auf mein Glück.“ — „Sie haben mich hundertmal roth gemacht ...“ — „Beklagen Sie sich darüber nicht; was kann die Schönheit mehr schmücken, als die liebenswürdige Röthe der Bescheidenheit?“

Amalie verließ ihn bei diesen Worten und ging in ihr Zimmer. Sie war äußerst unmuthig und erröthete noch über die Rolle, welche sie hatte spielen müssen, und über die beißenden Scherze, die sie angehört hatte. Am folgenden Morgen trat Clairval in ihr Zimmer, aber er nahte sich nur schüchtern. „Ist's erlaubt,“ hob er an, „in das Heiligthum der Grazien zu treten?“ — Frau von Clairval zuckte die Achseln. — „Wie steif,“ fuhr er fort und schien das Mißvergnügen seiner Frau nicht zu bemerken. „Alle Rosen des Morgens blühen auf Ihren Wangen.“ — Frau von Clairval würdigte ihn keiner Antwort. Man brachte ihr Kind herein, das sie zärtlich umarmte. „O, welches holde Gemälde,“ rief Clairval, „der Liebesgott in den Armen seiner Mutter!“

„Welche lächerliche Sprache!“ hob endlich seine Frau an. „Spricht ein Mann so mit seiner Frau? Drückt

sich ein Vater so über sein Kind aus? Laß, ich bitte Dich, laß diesen Ton abgeschmackter Galanterie, oder Du wirst mich erzürnen." — „Erzürnen!" sprach Clairval lächelnd. „Unmöglich, so schöne Augen ..." — „Es ist nicht auszuhalten," fiel Amalie äußerst unmuthig ein; „wenn Sie in diesem Tone fortfahren, so werde ich vor Langeweile sterben. Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein. Ich will lieber ganz einsam, als in der Gesellschaft eines Mannes sein, der mir nur abgeschmackte Dinge zu sagen weiß." —

Clairval hatte seit langer Zeit einen wichtigen Rechtshandel, von dessen Entscheidung ein ansehnlicher Theil seines Vermögens abhing. Er hatte diese Angelegenheit immer mit Sorgfalt betrieben, und der Augenblick nahte, wo das Urtheil erfolgen sollte. Jetzt schien er Alles zu vergessen und nur an seine Frau zu denken. Sein Rechtsfreund kam zu ihm, um neue Nachweisungen und Aufträge einzuholen; aber Clairval machte ein Lieb auf seine Frau. Sie trieb ihn, sich mit seiner Angelegenheit zu beschäftigen. — „Was soll ich thun?" antwortete er. „Mich auf einen Augenblick von Ihnen entfernen, um eines elenden Vortheils willen?" — „Sie werden Ihren Prozeß verlieren," sagte sie. — „Lieber den Prozeß verlieren, als einen einzigen Ihrer Blicke!" — „Sie werden sich zu Grunde richten." — „Aber Sie werden mir bleiben, und dann bin ich ja reich genug."

Amalie wollte ſich unmuthig entfernen, aber Clairval hielt ſie zurück und zwang ſie, ſich zu ihm zu ſetzen. Er zeigte ihr das Lied, woran er arbeitete. Frau von Clairval mochte es nicht hören. „Ich will's Ihnen vorſingen," ſagte ihr Mann, „es ſind erſt zehn Strophen fertig." — Sie war außer ſich, aber Clairval beſtand auf ſeinem Sinne und ließ ſie nicht eher los, bis ſie angehört hatte, wie er alle Göttinnen des Alterthums, alle berühmten Schönheiten, welche die Geſchichte kennt, ihr zum Opfer brachte.

Kaum war ſie wieder in ihr Zimmer getreten, und in ihren Augen ſtanden noch die Thränen des Verdruſſes und Unmuths, als man Floreville meldete. Er folgte dem Bedienten auf dem Fuße, grüßte die ſchöne Frau mit unnachahmlicher Anmuth und fing an, ſie von dem letzten Balle zu unterhalten, dem ſie nicht beigewohnt hatte. „War er glänzend?" fragte ſie nachläſſig. — „Glänzend?" erwiederte Floreville. „Wie wäre das möglich, Sie waren ja nicht da." Er ließ alle Frauen, welche auf dem Balle geweſen waren, der Reihe nach vorübergehen, und Keine kam ohne ein beißendes Sinngedicht auf ihre Geſtalt oder ihren Anzug davon. Frau von Clairval hörte ihm ein wenig zerſtreut zu, und immer dachte ſie wieder an den Auftritt, den ſie mit ihrem Manne gehabt hatte. Floreville bemerkte, daß ſie nicht aufgeräumt war und fragte nach der Urſache. „Iſt Ihnen ein Unglück

„Ich bin es immer noch!“ rief er, sich in ihre Arme werfend. „Verzeih' mir, meine Liebe, verzeih' mir die kleine Lehre, die ich Dir geben wollte. Ein wenig zu viel Eitelkeit verleitete Dich, die nichtswürdigen Huldigungen, deren wahren Werth Du jetzt kennst, zu sehr zu schätzen und zu suchen. Ich wollte Dir zeigen, daß dasjenige, was der Eigenliebe im geselligen Verkehr einen Augenblick schmeicheln kann, im gewöhnlichen Leben auf die Länge ganz unausstehlich und lächerlich sein würde.“ — „Wie,“ antwortete Amalie lächelnd, „eine Lehre wolltest Du mir geben? Du spieltest nur eine gelernte Rolle? Du willst nicht mehr galant gegen mich sein? O wie glücklich bin ich! Eine treffliche Lehre, die ich gewiß benutzen will. Ja, in der Welt mag die Galanterie an ihrer Stelle sein, aber im häuslichen Kreise — da soll traute Gemüthlichkeit leben!“

Almanzina.

Erstes Kapitel.

Das alte Gebäude und die neuen Philosophen.

Laboros, der König von Pera, hatte schon dreißig Jahre regiert. Er hatte keine Kriege geführt, keine Schulden gemacht, keine Günstlinge gelitten, keine Maitressen gehalten, und deßwegen sagten die Geschichtschreiber, es sei während seiner ganzen Regierung nichts Merkwürdiges vorgefallen. Da aber alle seine Vorfahren auf dieselbe Art regiert hatten, so war es dem Volke zur Natur geworden, seine Könige während ihres Lebens wie Väter zu lieben und nach ihrem Tode wie wohlthätige Götter zu verehren. Nur die Geschichtschreiber und Philosophen waren ganz außer sich darüber und stellten scharfsinnige Untersuchungen an: woher es wohl eigentlich komme, daß in Pera seit Menschengedenken kein merkwürdiger König auf dem Throne gesessen habe. Das Volk wußte, wie das gemeiniglich geht, die Ursache davon vollkommen. Es war die Göttin

Almanzina, die Beschützerin des Reichs, welche das Volk aus besonderer Zuneigung vor merkwürdigen Königen bewahrte. Eine alte Sage ging, sie habe vor uralten Zeiten selbst das Land beherrscht, und von ihr rühre noch die Unschuld, die Treue und die immerwährende Heiterkeit her, welche das Volk noch bis auf den heutigen Tag vor allen Völkern Asiens auszeichnete. Dieselbe Sage verkündet, das alte verfallene Gebäude, in der Mitte der Stadt, welches den ehemaligen Königen zur Wohnung diente, sei von ihr selbst erbaut worden, und sie habe es zwar späterhin den Königen eingeräumt, aber sich ein Gewölbe, ganz im Innersten des Gebäudes, vorbehalten, worin herrliche Dinge wären, wo hinein aber Niemand kommen dürfe, wenn nicht die gütige Beschützerin zürnen und ihre liebevolle Obhut dem Volke entziehen solle.

Diese Sage nun hatten die Philosophen aus Gründen, die Geschichtschreiber aus Thatsachen, die Naturkundigen aus Erfahrungen, sattsam widerlegt; aber das Volk glaubte daran und war glücklich; die Könige richteten sich danach und waren geliebt. Auch war wirklich dieses heilige Gewölbe mit einer großen eisernen Thür und mit ungeheuern Schlössern und Riegeln verwahrt, und während diese das Gewölbe bewachten, bewachte eine Anzahl Soldaten im Vorgemache die Riegel und Schlösser. In dieses Vorgemach wurden nach uraltem ehrwürdigen Ge-

brauche die neugebornen Kinder der Könige gebracht, und die gütige Almanzina wurde gebeten, das Leben dieser Kleinen mit ihrem Schutze und mit allen den Herrlichkeiten zu beglücken, die in dem Innern des heiligen Gewölbes aufbewahrt waren. Je schöner diese Kinder heranwuchsen, je milder ihre Herzen, je frömmer ihre Sitten waren, desto fester glaubte das Volk an seine Wohlthäterin, und Idola, die einzige Tochter des alten Lahoros, bestärkte diesen Glauben vollends. Ihre herrliche Gestalt, ihr engelreines Herz machten sie zum Liebling Aller. Jeder sagte: „Wenn Almanzina einmal wiederkäme, sie müsse aus solchen Augen die Welt ansehen, aus einem solchen Munde ihre liebevollen Worte hören lassen, mit so holdseligem Liebreiz sich bewegen, sie müsse Idola's Gestalt annehmen, um von Allen angebetet und vergöttert zu werden."

Deutsche Aufklärer wissen, wie schwer es ist, dem Volke seinen Glauben auszureden, und doch ist das deutsche Volk im Anhören so geduldig und im Verstehen so scharfsinnig, wie nur irgend ein Volk auf der runden Erde. Man denke sich also die Verzweiflung der Peranischen Klarmacher, die für ihre Reden keine Ohren, für ihre Beweise keine Aufmerksamkeit, für ihre gewagten Behauptungen keinen Muth fanden. Ein Glück für sie, daß derselbe Schutzgeist sie aufrecht hielt, der ihren zahl-

reichen Brüdern in allen Zeiten und an allen Orten beistand. — Sie hüllten sich in ihre Selbstzufriedenheit, verachteten Alle und vergötterten sich selbst.

Zweites Kapitel.

Die Pastete und der kleine Buckel.

Im achtundzwanzigsten Jahre der Regierung des Königs Lahoros begab es sich, daß ein fremder Pastetenbäcker durch Pera reisete, der in ungeheurem Rufe stand; und da es Sitte war, daß alle fremde Virtuosen, wenn sie nur irgend von Bedeutung waren, dem Könige ihre Künste zeigten, so versäumte der Pastetenbäcker nicht, seiner Peraniſchen Majestät die Aufwartung zu machen und ihr eine Pastete zu überreichen, aus der die Gewürze der alten und neuen Welt, zu einer köstlichen Sauce vermischt, in Wohlgerüchen aufdampften und selbst die abgestorbensten Geschmacksnerven zur höchsten Empfänglichkeit aufreizten.

Der König aß davon und fand sie köstlich, und weil er sie köstlich fand, aß er herzhaft darauf los und beschenkte den Virtuosen mit einer goldenen Dose zur Belohnung seiner Kunst. Und der Virtuose beschenkte den guten König zur Belohnung seines Appetits mit einer Magenkrankheit,

welche die Hofchronik von Pera nach allen ihren Symptomen weitläufig beſchreibt, weil ihr Verfaſſer, wie er ſelbſt geſteht, den ſonderbaren Glauben hatte, die Unpäßlichkeiten der Könige könnten nicht genau genug beſchrieben werden. Warum er ſie für ſo wichtig hält, ſetzt er nicht hinzu, und unterſcheidet ſich dadurch ſeltſam von andern Schriftſtellern, die alle Warums bis auf das erſte Warum zurückführen, wo ſie verdrießlicher Weiſe auch ſtehen bleiben müſſen.

Die Krankheit war hartnäckig. Alle Aerzte im ganzen Lande wurden nach einander zur Hauptſtadt berufen, die erprobteſten Mittel gebraucht, ein Syſtem nach dem andern befolgt, aber der König ward gequält, die Aerzte wurden reich, die Syſteme wurden gelobt und die Krankheit blieb. Da erſchien auf einmal ein kleines buckliges Männchen in Pera, das ſagte laut, es könne Alles, und es ſei ihm ein Leichtes, dem Könige zu helfen. Auch theilte das Männchen gedruckte Zettel aus, worin es bewies, daß vor ihm weder Geiſt noch Verſtand auf der Welt geweſen wäre, daß aber Beides in reichlichem und unerhörtem Maaße bei ihm anzutreffen ſei.

Das kleine bucklige Männchen kam aus fremden Landen, kannte kein ander Vaterland als die Welt, keinen andern Gott, als ſich ſelbſt, und keinen höhern Verſtand, als die kleine Portion, die zufälliger Weiſe in ſeinem

kleinen Gehirne ihren Sitz hatte. Aber das Männchen hatte wirklich das Glück, daß sich die gesunde Natur des Königs gerade in dem Augenblicke selbst half, als er ihr durch sein Mittel helfen wollte, und der König, der ein dankbares Herz hatte, schrieb diese Wohlthat der Natur auf Rechnung des buckligen Männchens, und gewann ihn lieb, und vertraute ihm seine Unterthanen an, wie er ihm seinen Magen anvertraut hatte.

Man würde aber wirklich dem kleinen Männchen zu viel thun, wenn man ihm nachsagen wollte, es habe gleich Anfangs seine Würde gemißbraucht. Es konnte nicht dazu kommen. Ungeachtet in seinem Köpfchen ein neuer Plan nach dem andern aufblühte, so war es doch ein großes Glück für das Land, daß einer den andern verdrängte, keiner bis zur Ausführung reif ward, und Alles so gerade und gut seinen Gang fortging, wie es bisher gegangen war.

Nur den guten König quälte der kleine Buckel mit immerwährenden Erzählungen von merkwürdigen Königen, die im Frieden wunderseltsame Anstalten gemacht und im Kriege ungeheure Thaten gethan hatten, daß sich der König oft selbst sehr klein vorkam, und fast noch kleiner wie der kleine Buckel. Aber wenn sich der alte Lahoros weiter nicht zu helfen wußte, so sagte er: „Almanzina ist weit klüger wie Du, kleiner Buckel, sie ist meine Freundin und

die Beſchützerin meines Volks, und durch ſie geht Alles gut, warum ſoll ich mich quälen, merkwürdig zu werden?"

Das kleine Männchen fuhr aber fort und erzählte viel von der Süßigkeit des Ruhms und wie herrlich es ſei, das Land zu vergrößern, die Schätze zu häufen, den Dichtern Stoff zu Geſängen und den Geſchichtſchreibern große Thaten zu hinterlaſſen. Freundlich antwortete ihm der alte König: „Sage mir, kleiner Buckel, was iſt ſüßer als mein Leben? bin ich nicht ruhig unter dem Schutze meiner Göttin? bin ich nicht glücklich bei der Liebe meines Volks? und wenn ich ſehe, wie meine Idola ſchöner blüht, als alle Blumeu des Morgenlandes, was kümmern mich Deine Dichter, Deine Geſchichtſchreiber und Dein Ruhm?"

Der kleine Buckel zuckte die Achſeln und dachte darauf, wie es anzufangen wäre, dem Glauben an die Göttin Almanzina einen tödtlichen Streich zu verſetzen und den Liebling des Königs, die fromme, ſchöne Idola, von ſeinem Herzen zu entfernen. Und ſiehe da! es gefiel dem Schickſale, die erſte Hälfte dieſes Planes über alle Erwartung zu erfüllen.

Drittes Kapitel.

Der große Geist und das kleine Lämpchen.

Schon lange war der kleine große Geist um das geheime Gewölbe im Innersten des alten Palastes herumgeschlichen, aber Schloß und Riegel, Mauern und Wache setzten seiner Entdeckungslust undurchdringliche Grenzen. „Es ist nichts darin!" sagte er immer zu sich selbst, und doch kam ihm bei diesem Nichts ein Grauen an, das er sich nicht zu erklären wußte.

Eines Tages war er in das Stockwerk, das gleich über dem Gewölbe lag, hineingestiegen. Er durchsuchte alle Winkel, klopfte an alle Mauern und fand endlich — wer beschreibt das Entzücken des kleinen Buckels? — einen Stein im Fußboden, der locker war. Sogleich machte er sich rüstig darüber her, hämmerte, wackelte, hob, drückte, bis auf einmal — ein Schauer fuhr dem kleinen Entdecker durch alle Glieder — der lockere Stein mit dumpfem Gepolter in das Gewölbe hinabfiel.

Eine gute Weile saß das kleine Männchen unbeweglich da und schöpfte tief Odem. Es war ihm wunderbar heimlich zu Muthe; ein leiser Frost schlich ihm über den ganzen Leib und klappte mit seinen Zähnen. Noch konnte er seine Heldenthat nicht recht begreifen.

„Vielleicht ein Schatz!“ sagte er zu sich selbst, und seine Fingerspitzen wurden wieder warm. — „Possen!“ rief er endlich und raffte sich zusammen und sprang auf. Er eilte nach Hause, holte Feuerzeug, ein Lämpchen und eine kleine Laterne, und schlich sich vorsichtig, um nicht bemerkt zu werden, wieder in das alte Gebäude. Kaum war er wieder bei seiner Fundgrube angelangt, so brannte er sein Lämpchen an, band sein Laternchen an einen Strick, warf sich der Länge lang auf den Fußboden hin und ließ die kleine Illumination ganz sachte in das Gewölbe hinab.

Der matte Schein des Lämpchens fiel an die großen, stillen, ehrwürdigen Mauern und schimmerte bleich an den kolossalen Säulen, welche das Gewölbe stützten. Der kleine Buckel stierte mit weit aufgerissenen Augen hinab, er schwenkte das Lämpchen hierhin, dorthin, nach allen Winkeln, überall sah er alte dicke Mauern, plumpe Säulen und alte verblühte Kränze, die zwischen ihnen aufgehangen waren. Nicht einmal eine Inschrift, über die sich eine Abhandlung schreiben ließ, nicht einmal einen Kasten voll Geld, der die Mühe gelohnt hätte, in dieses alte Dunkel hinabgeblickt zu haben. „Nichts!“ rief der kleine Buckel und seufzte. — „Nichts!“ schallte ihm das dumpfe Echo des Gewölbes zurück.

Viertes Kapitel.

Das gelegte Ei und der Triumph.

Hat man einmal eine Entdeckung gemacht, oder nur irgend einen Satz zur Welt gefördert, der wie eine neue Entdeckung aussieht, so wandelt alle Menschen die Hühnernatur an, und es gehört ein sehr starker Geist dazu, nicht zu gackeln. Der kleine Buckel, der aber jeden Tag mehrere Male zu sich selbst sagte: „Ich bin ein großer Geist!“ war eben deßwegen nur ein sehr schwaches Menschenkind, und das große Licht, das ihm durch sein kleines Lämpchen aufgegangen war, blendete ihn vollends. Wie Zentnerlast lag die wichtige Entdeckung auf seinem Herzen, und er schaffte sich Luft. Geheimnißvoll führte er erst einige hochgelehrte Herren zu dem Loche, ließ sein Laternchen hinunter, ließ die Herren gucken, sehen, schwatzen, und war außer sich vor Freude, als man ihn bis zum Himmel erhob, seine Entdeckung pries und seinen Namen unter den berühmtesten Namen des Morgenlandes nannte.

Endlich überredete er auch den alten Lahoros, hinabzusehen, und sagte mit dem überlegnen Tone eines Mannes, der Alles vorausgesagt hat: „Da siehst Du nun, o König, daß die Weisheit aus mir gesprochen hat! In dem alten abergläubischen Heiligthume ist Nichts,

und mein Licht hat Alles aufgehellt, was so viele Jahrhunderte in der tiefsten Tiefe verborgen war."

Der König erschrak sehr und stutzte lange und sah mit betrübter Miene in das alte Heiligthum seiner Vorfahren hinab. Endlich aber sagte er: „Kleiner Buckel! ich sehe wohl, daß es bei Deinem Lämpchen aussieht, als wäre Nichts darin; aber ich denke doch, wenn man mit einer großen Fackel in diesem dunkeln Gewölbe herumginge, so würde man Manches erblicken, was Dein Lämpchen nicht sichtbar macht." Da erwiederte das kleine Männchen: „Wie lange wirst Du noch an dem Aberglauben hängen, der Dich und Deine Vorfahren von der Reihe der Könige ausschließt, deren Namen die Geschichte werth hält, in ihre unsterblichen Bücher aufzuzeichnen?" Der alte Lahoros schüttelte den Kopf und sagte: „Kleiner Buckel, Dein verdammtes Lämpchen hat mich arm gemacht, und Du willst noch, daß ich mich meiner Armuth freue? Aber Eins bitte ich von Dir, sage meiner Idola nichts davon, sie wendet ihre stillen Gebete hierher, und wie die Blume ihren Kelch der Sonne öffnet, so schließt sie ihr reines Herz der Göttin auf. Laß mein Kind zufrieden und raube ihm seine Sonne nicht!"

Fünftes Kapitel.

Der erste Schritt und das neue Leben.

So wenig sich der alte König davon merken ließ, so war er doch durch die Entdeckung des kleinen Buckels sehr beunruhigt. Sein festes Zutrauen war erschüttert, und es gab Augenblicke, wo er in seinem Kopfe einen ähnlichen Kitzel fühlte, wie der kleine Buckel in dem seinigen herumtrug. Der Gedanke, daß die ganze Geschichte von Almanzina eine fromme Fabel wäre, und daß im Grunde sein armes Volk keinen andern Schutz habe, als ihn selbst, machte ihm vielen Kummer. Es schien ihm, als müsse er wirklich dem kleinen Buckel folgen, nicht um berühmt zu werden, sondern um sein verwaistes Volk durch heilsame Vorkehrungen für die Zukunft zu sichern.

So war der Funken gefallen, der kleine Buckel blies, der Zufall begünstigte, und da der Frühling mit seinen Blumen und seinen Gesängen das alte glückliche Reich wieder besuchte, ward er mit kummervollen Gesichtern, mit Kriegsgeschrei und Waffenübungen empfangen. Der erste Schritt nämlich, den Lahoros zu Verbesserungen machte, war, daß er auf Anrathen des kleinen Buckels den Tribut verweigerte, den die Könige von Pera seit undenklichen Zeiten an Persien zahlten. Da gerade damals

ein Greis auf dem perſiſchen Throne ſaß, der den Krieg nicht liebte, auf ſeine Rechte nicht eiferſüchtig war und den unbedeutenden Tribut nicht vermißte, ſo ſchien das Wagſtück eben nicht gefährlich zu ſein, und der kleine Buckel triumphirte, und Lahoros glaubte auf die wohlfeilſte Art eine merkwürdige That gethan zu haben. Aber die Szene änderte ſich ſchnell. Der Greis in Perſien ſtarb, und Zerir, der junge Held, deſſen feurige Seele nach Thaten dürſtete, beſtieg den väterlichen Thron. Ein neues Leben regte ſich, mit Entzücken hörten die perſiſchen Jünglinge den Aufruf zum Kriege, und Pera war das erſte Opfer, was ihrem Muthe gebracht werden ſollte.

Lahoros erſchrak. Gern hätte er Alles bewilligt, um ſeinem Volke die gewohnte Ruhe zu laſſen, aber der kleine Buckel ſprach mit Zuverläſſigkeit vom Siege und vom Ruhm und von der Unfehlbarkeit ſeiner weiſen Maßregeln, ließ jedoch in der Stille ſeine Habſeligkeiten zuſammenpacken und ſchickte ſie, als die erſten übeln Nachrichten vom Heere eintrafen, über die Grenze.

Sechstes Kapitel.

Der Jüngling und der Greis.

Der Morgen graute. Von kriegerischer Musik geweckt, sprang Zerir von seinem Lager auf und trat vor sein Zelt. Da trat Sahun zu ihm, der alte Vezier seines Vaters, und die Führer des Heeres umringten ihn, und die Jugend von Persien empfing den königlichen Jüngling mit Waffengeklirr und mit Freudengeschrei.

„Ihr habt wie Männer gefochten," sprach Zerir, „nun gilt es, zu vollenden. In zwei Schlachten sind sie geschlagen; auf den Feldern, wo sie ihre Schwerter gegen uns wetzten, haben wir unsere Triumphlieder gesungen; aber der alte widerspenstige Fürst hat sich noch nicht den Siegern unterworfen. Hinter den Wällen seiner Stadt glaubt er unsere Siegerschritte aufzuhalten, aber laßt uns versuchen, ob seine Schutzwehr so mächtig ist, als er glaubt; denn glücklich muß vollbracht werden, was männlich begonnen war!"

Ein lautes Jauchzen beantwortete die Rede des königlichen Jünglings. Er bestieg sein Pferd und eilte, von seinen Heerführern umgeben, die Befestigungen von Pera zu untersuchen, hinter welche sich der alte Lahoros mit dem Rest seiner Treuen geflüchtet hatte. Er sprengte

über das Schlachtfeld des gestrigen Tages. Bilder des Todes und der Zerstörung umgaben ihn; er bemerkte sie nicht. Das Aechzen hülfloser Verwundeter tönte durch die Luft; er hörte es nicht. Scharfsichtig, wie der Adler seinen Raub ausspäht, hing sein Auge an den Thürmen der Stadt und an den Befestigungen ihrer Mauern. „Ehe die morgende Sonne aufgeht, muß sie mein sein!“ rief er, und die Heerführer, welche den Ungestüm des Jünglings kannten, schwiegen. Nur der alte Sahun sagte: „Herr, sie wird Dein sein, aber die Tapfern werden die Graben ausfüllen und die Feigen werden in die Stadt dringen und Gräuel der Plünderung verüben, und der Ruf dieser Thaten wird auch Dein sein!“

„Ich will nie alt werden,“ rief Zerir entrüstet, „daß ich nicht schwach werde wie dieser Greis! Denkst Du mich durch das Gespenst zu schrecken, das Du Ruf nennst? Wer hat Dir verrathen, daß Feige in meinem Heere sind, und wer hat Dir gesagt, daß die Tapfern fallen werden? Bin ich nicht auch Einer von ihnen? Und soll es sein, so sei's! Mächtig und schnell wie die kühne That, so nahe sich mir ein rühmlicher Tod; ich fürchte ihn nicht, und keiner meiner Tapfern fürchtet ihn: aber unrühmlich abzuziehen von diesen Mauern und heimzukehren, ehe der alte trotzige Mann überwunden ist, das fürchte ich, und das fürchten sie Alle.“

Sahun sagte: „Mein Herr hat keinen Sohn in diesem Heere, nnd zu Hause wohnt ihm kein liebendes Weib, das mit Angst seiner Heimkehr wartet.“

„Macht Weiberliebe zaghaft,“ erwiederte Zerir, „so mögen sie die Götter von mir entfernen. Mein Geist ist frei, und mein Herz ist kühn: so will ich bleiben bis ich ende.“

„Das Ende meines Herrn sei fern,“ sagte Sahun, „und es nahe ihm nicht früher, bis sein menschliches Herz menschliche Freuden gekostet hat.“

Unwillig wendete sich Zerir von dem Greise zu den Führern seines Heeres. Verwegner Muth blickte aus Aller Augen. „Du bist kühn,“ riefen sie, „wie der Adler, der über den Felsen schwebt, und muthig wie der junge Löwe, der nach Beute ausgeht. Führe uns, wir folgen Dir!“

Siebentes Kapitel.

Idola und die Blumen.

In der einsamsten Laube ihres Gartens saß Idola. Der Morgenwind spielte mit ihren Blumen und flüsterte in den Blättern des Feigenbaums; Vögel wiegten sich singend auf allen Aesten; Bienen summten im Blüthen-

ſtaube, und luſtig hüpfte der Bach mit kleinen Wellen zu ihren Füßen. Aber niedergedrückt von Kummer, hing das ſeelenvolle blaue Auge des Mädchens an dem Boden, und Thränentropfen glänzten an ihren Wimpern wie der Thau an dem zarten Rande der Roſenblätter. Leiſe war ihre Geſpielin Aliſſa ihr nachgeſchlichen; ſie ſetzte ſich zu ihr.

„Meine Idola weint?“ ſagte ſie und faßte ſie ans Kinn und hob das geſunkene Köpfchen in die Höhe.

„Es iſt vorbei, Aliſſa! Ich fragte mich: „„Was ſoll ich thun bei den Leiden meines Volks und bei dem Kummer meines geliebten Vaters?““ Die Morgenröthe hat mir es zugeweht; nun weiß ich es!“

„Und Aliſſa darf es nicht wiſſen? Seit wann bin ich nicht mehr die Vertraute meiner Idola?“

„Ich will Dir Alles anvertrauen, Du Liebe; aber ſchließ' es tief in Deine Bruſt und bewahre das Geheimniß, bis Alles vollbracht iſt. — „„Zerir iſt ein wilder Jüngling,““ ſagt man, und ſein Zorn iſt gegen meinen armen Vater entbrannt; aber werden nicht ſelbſt Götter verſöhnt, und laſſen ihren finſtern Zorn, wenn ein unſchuldiges Opfer geblutet hat? Sieh', ich will mich aufmachen, und will zu ihm hinausgehen, und will mich zu ſeinen Füßen werfen und ihm ſagen: „„Schone das graue Haar meines alten Vaters, verwüſte nicht unſere Felder

und tödte nicht unsere blühenden Jünglinge, sondern schlachte Dir ein Opfer, das Deinen Zorn versöhne, und laß mich das Opfer sein!""

„Nein, Idola! ich lasse Dich nicht. Willst Du dem jungen Leben entsagen, ehe seine schönsten Freuden Dir aufgegangen sind?"

„Wie oft hörte ich unsere Alten sagen, das Leben sei eine mühsame Reise auf einem stürmischen Meere! — Ich glaubte das nicht. Für Idola war das Leben ein Lustwandeln durch einen blüthenvollen Hain, wo überall Wohllaut tönte. — Ich Thörin, wie wahr ist ihr Spruch! Alissa, wer früh stirbt, schifft nur auf einem schmalen Arme des stürmischen Meeres von einer Insel zur andern!"

„Hab' ich doch Alles mit Dir getheilt, meine Idola, laß mich auch jetzt mit Dir gehen!"

„Nein, Alissa, Du sollst bleiben und glücklich sein! Das Herz, in welchem mein Andenken lebt, darf nicht mit mir untergehen."

Von Schmerz überwältigt, sank Alissa an Idola's Brust; Thränen erstickten ihre Worte, sie schluchzte laut.

„Ist Dir denn aller Muth entfallen, meine Freundin?" fuhr Idola fort und drückte sie an ihr treues Herz. „Sieh' doch rund um Dich her, wie Alles lebt und athmet in großem festen Vertrauen? Lustig hebt der Baum seine

Aeste empor in die reine, leichte Himmelsluft, Licht und Wärme hofft er von ihr und milde Regentropfen, und sie giebt ihm, was er hofft; und die kleine Blume klammert sich mit ihren Wurzeln an die Erde; Nahrung und Gedeihen erwartet sie von ihr, und die Erde giebt Alles; und der Vogel fliegt fröhlich aus seinem Neste, fest vertrauend, daß ein günstiges Lüftchen ihm die Körnlein zuführen werde, wovon er lebt und seine Jungen nährt, und das Lüftchen kommt und füttert ihn. — Sieh', Alissa! und ich, ich sollte kleinmüthig sein? Nein, o Geliebte! wie sich die hohe Winde an den Palmbaum hinaufrankt und ihre zarte Rebe vor Stürmen schützt, so schlingt sich mein Vertrauen zu dem mütterlichen Herzen meiner Göttin hinauf!"

In ernsten Gedanken verloren, saß Alissa neben ihrer Freundin. Sie blickte gen Himmel, da theilten sich die Wolken und ein Sonnenstrahl fiel auf sie herab. Begeistert sprang Alissa auf, fiel an Idola's Brust, preßte einen langen ahnungsvollen Kuß auf ihre Lippen und eilte davon.

„Was eilt sie so," sprach Idola, „und läßt mich allein? Wird sie auch mein Geheimniß bewahren?"

Sie stand auf und wollte nach dem Palaste zurückgehen, da fiel ihr Blick auf ihre Blumen.

„O lebt wohl, meine Lieblinge! lebt wohl! Ich

werde euch nicht mehr pflegen, ihr lieben zarten Blumen! Umsonst wartet ihr nach einem heißen Tage auf Idola, daß sie komme und euch mit frischem Wasser kühle! Andere werden kommen und euch pflegen und eurer Schöne sich freuen; aber vergeßt Idola nicht! O blumenreiche Erde!" rief das Mädchen, und ihr Herz brach in Thränen, „gib Idola ein sanftes Lager in deinem mütterlichen Schooße!"

Achtes Kapitel.

Der kleine Buckel und die Nachwelt.

Schlaflose Nächte waren in dem Palaste der Könige von Pera eine unerhörte Sache. Aber der arme Lahoros hatte noch keine Nacht ruhig geschlafen, seit ihn der kleine Buckel unter die merkwürdigen Könige versetzt hatte. Dafür verfluchte er aber auch den kleinen Buckel, die Geschichtschreiber und alle Narren, die lieber berühmt werden als ruhig schlafen wollen. Herzlich gern hätte er jetzt den Tribut, der ihn in die schlimmen Händel verwickelt hatte, zehnfach bezahlt, wäre dadurch nur Alles wieder beim Alten gewesen; aber Zeirs Stolz, seine Kriegslust, seine weitaussehenden Plane schienen jeden Vergleich unmöglich zu machen.

Gleich Anfangs hatte der kleine Buckel gesagt: „Ew. Majestät, es gibt vier Welttheile, aber der kultivirteste von allen ist Europa; dort schießen und schlagen sich die Leute unter einander mehr todt, als in den drei übrigen zusammengenommen, und daher zieht das Land im Fache des Sengens, Brennens und Todtschlagens ganz unvergleichliche Künstler; ja, wenn man ein Hunderttausend solcher Subjekte hat, so ist man im Stande, die schwierigsten Sätze zu beweisen und die zweifelhaftesten Dinge klar zu machen." Er hatte etwa ein Dutzend solcher Helden verschrieben und stellte sie dem Könige vor.

Lahoros, der wenigstens Riesen erwartet hatte, lachte laut auf, als er magere, kleine, geputzte Männer vor sich sah, die große Hüte und kleine Röcke, kurze Säbel und gewaltig dicke Stöcke trugen. „Und mit diesen Schwächlingen," sagte er, „denkst Du die persischen Jünglinge zu schlagen?"

„Herr," nahm einer von ihnen das Wort, „wir fechten nicht in der Nähe. Wir sind abgerichtet, aus der Ferne zu treffen und zu tödten, und das schwächste Kind kann den größten Helden erlegen."

„O Schlangen!" rief Lahoros, „und wer hat Euch dazu abgerichtet?"

„Dieser Stock," sagte der Soldat, „mit dem wir wieder Andere abrichten."

„Nahe sich Keiner meinem Volke!“ sagte der König und verließ das Zimmer.

Er wollte in den Garten gehen, um in der freien Luft seine Sorgen zu vergessen; aber vor der Thür des Palastes hatte sich eine ungeheure Menge Volks versammelt, und wie sie den alten König erblickten, fielen sie knieend auf die steinernen Stufen nieder und riefen um Hülfe. Da brach dem alten Lahoros das Herz. Schnell ließ er seinen Rath versammeln und setzte sich mit kummervollem Herzen auf den Thron seiner Väter.

Er schwieg, weil er so gewöhnt war, stillzuschweigen, wenn er sich gesetzt hatte, und das ganze Kollegium schwieg auch, weil es im Grunde nicht wußte, warum es zusammengekommen war.

„O König,“ hob endlich der kleine Buckel an, „die Zeit Deines Ruhms ist gekommen; der tapfere Widerstand Deines Heeres hat ganz Asien mit Bewunderung erfüllt; die Mauern von Pera werden ewig bleibende Trophäen Deines Muthes werden, und die Nachwelt wird Dich erheben über alle Könige . . .“

„O Du kleiner buckliger Teufel!“ unterbrach ihn der König; „ich weiß zwar eigentlich nicht, was das für ein Ding ist, das Du Nachwelt nennst, aber wenn die Nachwelt so spricht, wie Du da gesagt hast, so gebe ich nicht so viel auf das alberne Geschwätz. Geschlagen sind

meine Truppen, mein Volk ist verarmt, die Göttin Almanzina hat uns ihren Schutz entzogen, weil Du sie mit Deinem verdammten Lämpchen beleuchtet hast, und seit ich berühmt worden bin und ganz Asien von mir spricht, sind meine Tage voll Sorgen, meine Nächte ohne Schlaf und meine Unterthanen in Verzweiflung. Und daran bist Du schuld und Deine kleine Laterne und das verwünschte Ding, das Du Nachwelt nennst!"

Da erhob sich der ganze Rath und sagte: „O König, erlaube uns, daß wir dem kleinen Buckel den Hals brechen!"

„Laßt ihn in Frieden ziehn," sagte der alte Lahoros; „mag er doch andere Könige merkwürdig machen, denen das Ding besser bekommt, wie mir und meinem Volke."

Grimmig rannte der kleine Buckel aus dem Saale, und ein lautes Gelächter begleitete ihn.

Neuntes Kapitel.

Der Held und das Lamm.

Zerir machte seine Anordnungen für den künftigen Morgen. Ehe der Tag anbrach, sollten die Wälle von Pera erstürmt sein. Sein Zelt wimmelte von Kriegern,

die seine Befehle erwarteten. Da drängte sich schnell durch den dichten rohen Haufen ein Mädchen hindurch; ihr langes schwarzes Haar floß aufgelöst um ihren Nacken; ihr Herz schlug ängstlich wie der Fittich der Taube, die ein Raubvogel mit seinen Klauen gepackt hat; ihr schüchternes Auge durchflog die Versammlung und suchte den König. Sie fand ihn und stürzte zitternd und athemlos zu seinen Füßen. Stillschweigend, mit edlem Ernst, traten die Krieger zurück.

Betroffen über die ungewohnte Szene stand Zerir da und beugte sich unwillkürlich zu der schönen Gestalt herab, die wie leblos zu seinen Füßen lag. „Wer bist Du und was willst Du?" sagte er endlich mit freundlichem Tone.

Erstaunt blickte das Mädchen empor. „Das ist nicht die Stimme eines blutdürstigen Kriegers," rief sie, „das ist nicht das Auge eines Verderbers! Man sagt, Du habest kein menschliches Herz, Tödten sei Deine Lust und Verheeren Deine Freude, und ich komme her und bringe mich Dir selbst zum Opfer! Tödte mich! aber schone das graue Haupt unsers Königs und erbarme Dich des unschuldigen Volkes!"

„Ich bin nicht blutdürstig," sagte Zerir, „aber die Weichlichkeit ist mir verhaßt und Buhlerkünste verführen mich nicht! Sage mir, wer bist Du?"

„Ich bin Alissa, die Freundin Idola's, der Tochter

unſers Königs. Idola wollte ſelbſt zu Dir kommen und ſich dem Tode überliefern; aber das Opfer wäre zu theuer geweſen. Ganz Aſien würde trauern, wenn ſeine ſchönſte Zierde gefallen wäre. Ich aber ſterbe für Idola gern."

„Wer hat Dir eingegeben, ſo mit mir zu ſprechen?"

„Bei den Entſchlüſſen der Männer," ſagte das Mädchen, „ſitzt der Verſtand zu Rathe, aber das Weib, o Herr, folgt den Eingebungen ſeines Herzens!"

„Bin ich denn ein Tiger, der in eine friedliche Herde einbricht und zur Luſt würgt? Glaubſt Du, ich ſei fähig, ein unſchuldiges Weib zu tödten, das ſich mir ſelbſt überliefert?"

„O Herr, werden doch auch die Götter verſöhnt, wenn das unſchuldige Lamm auf ihren Altären blutet. Nimm Du mich auch zum Opfer und ſchone meiner Idola und ihres Vaters!"

„Ich haſſe die Götter, die ſich ſo verſöhnen laſſen! Ich bin ein Menſch, und mein alter Sahun ſagt, ich ſei ein wilder Menſch, aber ſo wild und ſo grauſam wie Deine Götter bin ich nicht!"

„Und doch, o Herr, haſt Du unſer friedliches Land mit Krieg überzogen? haſt unſere blühenden Jünglinge in die lange Nacht hinübergeſchickt, da ihnen das ſchöne Leben noch ſo lieb war? Haſt Du da nicht gehandelt wie die grauſamen Götter, die Tauſende vertilgen um Eines

Schuldigen willen? O, laß Dich auch versöhnen wie sie. Nimm ein unschuldiges Opfer und wende Deinen Zorn?"

Sahun trat hervor und sagte: „Mein Herr lasse die Rede dieses Mädchens zu seinem Herzen gehen; sie will ihr Leben opfern für ihre Freundin und ihr Vaterland: gewiß, mein Herr opfert ihr seinen Ehrgeiz und schickt sie mit Worten des Friedens in ihre Vaterstadt zurück!"

„Hast Du vergessen, alter Mann," sagte Zerir, „daß List und Betrug durch das Weib in die Welt gekommen sind? Glatte Worte, sagt man, gehen über ihre Lippen, und heuchlerische Thränen fallen aus ihren Augen, aber in ihrer Brust sitzt ein Herz, das über den Betrug lacht und des Betrogenen spottet!"

„Fesselt sie!" rief er seiner Wache, „daß sie nicht entrinne! Hat sie wahr gesprochen, kommt sie wirklich aus eignem Antrieb und aus Liebe zu ihrer Freundin — Zerir wird ihr dann die Fesseln selbst abnehmen und sie ehrenvoll entlassen: hat sie aber eine Rolle gespielt, so soll der Künstlerin der Lohn nicht entgehen!"

„Für meine Idola!" rief Alissa und küßte die Ketten, die man an ihre zarten Hände legte. „Solltest Du Idola kennen," fuhr sie gegen Zerir fort, „o Herr, Du [illegible] meinen Worten glauben und mich um diese Fes-

„Spare Deine Reden," erwiederte Zerir, „ehe die morgende Sonne aufgeht, werde ich vor Idola stehen, denn noch diese Nacht erstürme ich die Stadt!"

Ohnmächtig sank Alissa in die Arme des alten Sahun.

Zehntes Kapitel.

Der Engel und der Teufel.

Wüthend über den Schimpf, der ihm widerfahren war, war der kleine Buckel aus der Versammlung fortgerannt. Sein Leben war ihm unerträglich, die Welt war ihm zuwider, sein Stolz war zu tief gekränkt, seine Rache kochte um so bitterer, da ihm alle Kraft fehlte, sie fühlbar zu machen.

Aus Furcht, dem erbitterten Volke in die Hände zu fallen, flüchtete er in den alten Palast. „Die Dummheit," sagte er höhnisch, „hält ihn für heilig: hier werde ich sicher sein, bis die Nacht anbricht." Keine Wache verhinderte ihm den Eingang. Man hatte alle Mannschaft auf den Wällen nöthig.

Schleichend trat er in das Vorgemach. Idola kniete hier im stillen Gebete; sie bat die Göttin um Schutz und Kraft zu ihrem großen Unternehmen. Wenn die Sonne

hinter die Berge hinabsinken würde, wollte sie ihren Entschluß ausführen und sich zum Opfer stellen für ihren alten Vater und für das unglückliche Volk.

Der kleine Buckel öffnete den Mund, um über das fromme Mädchen zu spotten, aber eine unbekannte Macht schloß ihm die Lippen; er zitterte und flüchtete sich in den entferntesten Winkel. Idola bemerkte ihn nicht, sie fuhr in ihrem stillen Gebete fort. Alles Heilige und Große war in ihr Herz eingezogen und erfüllte sie mit Freudigkeit und Ergebung. Und als das fromme Mädchen so glaubend und vertrauend mit ihrer Göttin sprach, da öffnete sich die große eiserne Thür des Gewölbes, und ein Wohlgeruch strömte auf Idola zu, und eine leise melodische Stimme sprach: „Idola, fürchte Dich nicht, Deine Mutter ruft Dich, Deine Göttin wird Dich schützen!“

Zitternd schlich Idola näher. „Ich komme, meine Mutter,“ lispelte sie leise und trat über die Schwelle des Gewölbes.

Der kleine Buckel hatte in seinem Schlupfwinkel kein Auge von Idola verwendet; er sah jetzt, daß sie in das Gewölbe hineinwankte. Ein teuflischer Gedanke fuhr in ihm auf. Grimmig wie eine Katze sprang er nach der Thür, warf sie zu, daß es im ganzen Pallaste wiederhallte, schob die schweren eisernen Riegel vor und rief hohnlachend: „Da warte auf Deinen Befreier!“

Er horchte lange an der Thür, ob er nichts von Idola höre, aber Alles um ihn her blieb still und stumm wie das Grab. Die Neugier trieb ihn in das obere Stockwerk. Er suchte die Oeffnung, die ihm einst zu seiner wichtigen Entdeckung geholfen hatte; sie war nicht mehr zu finden. Aber noch standen die Werkzeuge da, die er damals gebraucht hatte: das Feuerzeug, das Lämpchen und die Laterne.

„Ich will heute ein helleres Licht anstecken," sagte der Bösewicht und beschloß, wenn es Nacht würde, das alte Schloß in Brand zu stecken. Der kleine Buckel hätte die Welt in Brand gesteckt, wenn sein Lämpchen nicht zu klein dazu gewesen wäre.

Elftes Kapitel.

Almanzina die Friedensstifterin.

Die Nacht brach an. Ruhe herrschte über der ganzen Gegend, und das Heer rückte mit fürchterlicher Stille gegen die Stadt. In finsteres Schweigen versunken, ritt Zerir an der Spitze seiner Truppen. Sahun war ihm zur Seite.

„Wenn das Mädchen wahr geredet hat," brach Zerir endlich das Stillschweigen, „so möchte ich wohl die Idola

ſehen, von der Jedermann mit Entzücken ſpricht und der zu Liebe ſie ihr Leben ſo freudig aufopfern wollte."

„Sieh' Deine Tauſende an, mein Herr," ſagte Sahun, „opfert Dir nicht Jeder von ihnen willig und gern ſein Leben?"

„Nein!" rief Zerir, „ſo nicht wie ſie! Einige treibt der Ruhm, Wenige die Vaterlandsliebe, die Meiſten zwingt gewohnte Unterwürfigkeit; aber aus Liebe für mich? — Nein, Sahun, täuſche mich nicht!"

„Ich wünſchte," erwiederte Sahun, „daß mein Herr in Frieden zu dieſer Stadt zöge, und nicht als Ueberwinder ihres Vaters vor Idola's Augen träte!"

„Laß das gut ſein, alter Mann! Dem Greiſe ſoll kein Leid widerfahren; aber ſoll ich von mir ſagen laſſen, ich ſei durch glatte Worte überwunden und mitten im Laufe meiner Siege durch ein ſchönes Weib aufgehalten worden?"

„Wie wahr hat mein Herr geſprochen, daß nur der Ruhm die Männer treibt, und daß das reine Herz nur ein Erbtheil des Weibes iſt!"

„Alſo Du an meiner Stelle?"

„Ich würde dem alten Manne Frieden bieten und ſeine ſchöne Tochter als Weib heimführen und von mir ſagen laſſen: „„Zerir ging aus, Ruhm einzuernten, und hat das Glück ſeines Lebens erobert!""

„Sahun, ich verſtehe Dich nicht; das ſehe ich wohl,

daß Dein Glück eine andere Gestalt trägt, wie das meinige, und daß die Welt in Deinen Augen sich anders spiegelt: aber ob es daher kommt, daß Du weiser bist als ich, oder nur daher, daß Dein Haar grau ist und Dein Herz nicht mehr so kräftig schlägt wie das meinige, das weiß ich nicht."

„Mein Herz hat so geschlagen," erwiederte Sahun, „wie das Deinige; aber, o Herr! es hat nicht eher Ruhe gefunden, als bis es aufhörte so zu schlagen."

Während dieser Unterredung waren sie nahe an die Wälle der Stadt gekommen. Noch war Alles ruhig. Kein Wachtfeuer brannte, kein Anruf der Wachen unterbrach die nächtliche Stille. Zerir ließ seine Truppen Halt machen und schickte Kundschafter gegen die Thore der Stadt.

Er ordnete sein Heer. Die Kundschafter kamen zurück und sagten: „In der Stadt ist Alles ruhig wie im tiefsten Frieden; unbesetzt sind die Wälle, die Thore stehen offen, im festen Schlafe liegen die Einwohner; mache Dich auf und überfalle sie, kein Widerstand hält Dich zurück!"

„Nein!" rief Zerir. „Gegen wehrhafte Männer bin ich ausgerückt, aber nicht gegen Schlafende! Keiner wage es, Hand an einen Wehrlosen zu legen! Haben sie friedlich die Thore geöffnet, so will ich friedlich bei ihnen einziehen!"

Er ließ das Heer lagern und brach mit einer kleinen Anzahl auserlesener Truppen nach der Stadt auf.

„O Mutter," erwiederte Zerir, „dann bin ich nicht Dein Sohn! Wild ist die Brust des Jünglings, unruhig sein Streben, ewig wechselnd schweifen seine Wünsche umher!"

„Des Mannes Kraft," sagte Almanzina, „und die Sanftmuth des Weibes sind gleich werth geachtet vor den ewigen Göttern; aber wo sich beide in Liebe vereinen, da feiert die Natur ihr schönstes Fest, und Almanzina segnet ihre Verbindung."

„Dem Erretter," fuhr sie fort, „bin ich Dank schuldig, und dem Sieger gebührt eine Belohnung. Nimm Idola, meinen Liebling, von meiner Hand, sie sei Dein Weib!"

Und sie führte das erröthende Mädchen zu dem Jünglinge herab, und Zerir faßte ihre Hand und sagte: „Idola! willst Du mein sein?"

„Gieb Frieden unserm Lande, o Jüngling, ehre das graue Haupt meines Vaters und liebe meine Göttin, so will ich Dein sein!"

„Frieden mit aller Welt!" rief Zerir, „Du bist mein Weib!"

Adelheid von Montmorency.

Eine romantiſche Skizze aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Die Familie Montmorency war während der Minderjährigkeit Carls IX. auf den höchsten Gipfel ihres Ansehens gestiegen. Ein Montmorency bekleidete die Würde eines Connetabels von Frankreich, die höchste, die je ein monarchischer Staat ertheilte; alle Truppen standen unter seinem Commando, seine Befehle galten der Armee eben so viel, wo nicht mehr, als die Befehle des Königs, und sein Einfluß bei Hofe war eben dadurch der bedeutendste.

Als der König von Navarra der Königin Mutter, jener berüchtigten Katharina von Medicis, deren Namen die Geschichte nur mit Widerwillen ausspricht, den vorübergehenden Glanz der Regentschaft streitig machte, so war es eben dieser Montmorency, der mit dem Herzog von Guise und dem Marschall von Saint-André

das Triumvirat bildete, welches Frankreich beherrschte und seinen Boden mit dem Blute eines bürgerlichen Krieges befleckte.

Alle Kräfte der damaligen Zeitperiode waren auf Untersuchung und Vertheidigung metaphysischer Träumereien gerichtet, die man mit dem ehrwürdigen Namen Religion belegte, die das Volk zu einem fanatischen Eifer entflammten und den intriguenvollen Ehrgeiz der Vornehmen hinter eine heilige Decke verbargen.

Die Gelehrten — ewige Charlatane ihrer Zeiten — stritten mit der Feder über Dinge, die so abgeschmackt und albern waren, daß nur Gelehrte darüber streiten konnten. Das Volk, das mit blindem Glauben an jeder alten oder neuen Meinung hält, die ihm schmeichelt, und überdies den Druck der geistlichen Hand eben so schwer fühlte, wie den Druck der weltlichen, theilte sich in Parteien und drohte die seichten Gründe der Theologen mit den Waffen zu verfechten. Die Großen des Reichs untersuchten mit schlauer Besonnenheit, welche Partei stark genug sei, um mit ihrem Blute die Urkunde von der Größe und dem Einfluß ihres Oberhauptes zu unterschreiben.

Deutschland, die Niederlande und England waren der Hauptsitz der neu entstandenen Meinungen; dort waren ihre Erfolge bedeutend, dort hatten sich ganze Provinzen dem allgewaltigen und eisernen Joche der Klerisei ent-

zogen, und drohten auch allmälig ihre politische Verfassung zu verändern. — Die Machthaber Europens sahen mit Zittern das neue Gestirn, Denk- und Gewissensfreiheit genannt, das sich in die alte Ordnung der Dinge drängte und sie zu untergraben schien; sie gaben sich vergebliche Mühe, die entgegenstehenden Parteien durch gütliche Maßregeln zu vergleichen; sie stellten Disputationen der Gelehrten an, wo man viel schimpfte und wenig ausmachte; sie schrieben Kirchen- und Reichsversammlungen aus, auf welchen nichts entschieden wurde, als der Haß, den beide Parteien gegen einander hegten. Kurz, es entstand jene Krisis, welche ein ganzes Jahrhundert von Krieg und Blutvergießen über Europa brachte und der Welt das erste Schauspiel eines allgemeinen Krieges wegen Meinungen gab.

Diese Gährung, an sich so verderblich, war in ihren Folgen eine der wohlthätigsten für das menschliche Geschlecht; sie entfesselte den Geist mehrerer Nationen von Europa und schuf die Denkfreiheit, die Mutter alles Edeln und Großen, das die Welt seit der Zeit sah.

Frankreich würde vielleicht den Gräueln des bürgerlichen Krieges entgangen sein; aber die Regierung eines minderjährigen Königs, der wenig Hoffnung gab, daß er je majorenn werden würde, stand unter dem verderblichen Einfluß Philipps II. von Spanien und Katharinens von

Medicis, dieſer Geiſeln der Menſchheit. Hierzu kam der unruhige Muth ſo vieler kühner und großer Männer der damaligen Zeit, die in der allgemeinen Parteiſucht Gelegenheiten zu Thaten fanden und das unglückliche Vaterland ihrem Ehrgeize aufopferten. Ein Guiſe und Montmorency ſtanden einem Condé und Coligny gegenüber, und zwiſchen ihnen ein Weib, deren niedrige Seele vor jeder Größe neben ihr erſchrak, die nur durch Intrigue ihre Erhaltung, durch Verbrechen ihre Sicherheit erkaufen konnte. Die Geſchichte jener Periode ſtellt daher die Gemälde der erhabenſten Thaten dicht neben die Schilderung der ſchändlichſten Verbrechen. Doch genug ſchon zur Bezeichnung der damaligen Zeit.

Laßt uns von dem unruhigen Schauplatze jener Thaten und Verbrechen in das ruhige Stift von Nion eilen, wo Adelheid von Montmorency, die Nichte des Connetabels, den heitern Morgen ihrer Jugend genoß. Unbekannt mit den Unruhen, die ihr Vaterland zu verwüſten drohten, zufrieden mit einer Welt, die ihr reines und edles Herz nach ſich maß, ohne Ahnung und Verlangen der eitlen Größe, an deren Begründung ihre Familie arbeitete, lebte ſie unter der Aufſicht der frommen Aebtiſſin, der ihre Erziehung nach dem Tode ihrer Aeltern anvertraut worden war. In ihrer frühſten Jugend war ſie hierher gekommen, zwölf Jahre waren ihr in dieſer glücklichen Verborgenheit

verfloſſen, und ſie ſtand eben jetzt in dem Alter, wo der Frühling des Lebens ſeine Blumen und Blätter entfaltet und das Herz ſich unbekannten Wünſchen und leiſen Ahnungen öffnet, als ihr Oheim beſchloß, daß auch ſie, die Unerfahrne, mitwirken ſollte, um das Haus Montmorency noch höher zu heben, oder wenigſtens ſeinen jetzigen Einfluß zu befeſtigen.

Margaretha, die Schweſter Karls XI., ſollte in Kurzem einen eigenen Hofſtaat erhalten. Der Connetabel ahnete die großen Plane*), welche Katharina von Medicis mit dieſer Tochter hatte, und ſuchte eine der erſten Stellen an ihrem Hofſtaate für ſeine Nichte zu erhalten, um auch da den Namen Montmorency geltend zu machen. Er ſchrieb an die Aebtiſſin, entdeckte ihr ſeine Abſichten und befahl ſeiner Adelheid, daß ſie auf einige Zeit zu der Gräfin Ricourt, einer nahen Verwandten, gehen und ſich in der Geſellſchaft dieſer erfahrnen, in den Zirkeln des Hofs altgewordenen Dame zu ihrem Eintritte in die große Welt bereiten ſollte.

Adelheid gehorchte mit Zittern dem Rufe, der ſie ihrer ſchönen Einſamkeit entriß und von der Wiege ihrer

---

*) Sie ward ſpäterhin die Gemahlin Heinrichs, des Erbprinzen von Navarra. Wer kennt nicht ihr ſchauderhaftes Hochzeitfeſt?

Kindheit trennte. Sie weinte fromme, dankbare Thränen an dem Busen der Aebtissin, und diese zärtliche Mutter warnte sie vor den Verführungen der Welt, denen sie entgegenging, beschwor sie, der Religion ihrer Väter treu zu bleiben, und mitten in den Umgebungen so vieler verstellter, glatter Menschen immer ihr reines, frommes und kindliches Herz als den kostbarsten Schatz zu bewahren. Adelheid schloß diese heiligen Lehren tief in ihre Brust und schied, begleitet von den Thränen ihrer Gespielinnen und von den Segnungen ihrer mütterlichen Freundin.

Mit dem bangen Gefühle, das Jeden ergreift, der von lieben Menschen sich trennt und einer ungewissen Zukunft entgegengeht, sah Adelheid die Thürme des Stifts hinter dem Walde verschwinden. Es schien ihr, als ob ihr alles Das, was sie in der Welt finden würde, diese Ruhe, diesen stillheitern Frieden der Seele, diese Behaglichkeit nicht wiedergeben könne, die sie in dem glücklichen Nion so ungestört genossen hatte. Der Schmerz des Abschieds war der erste, der ihr Herz erschütterte, der die ersten Thränen des Kummers aus ihren Augen preßte.

Es ward Abend. Die Ruhe der Natur gab auch ihr Beruhigung; die Religion, damals noch der Trost jedes bekümmerten Herzens, stärkte sie mit Muth und Ergebung, ihre Schwermuth ergoß sich in stille Gebete. Da schoß ein funkelnder Stern gerade vor ihr herab, und sein bren-

nendes Licht fiel in die Gegend nieder, der ſie zueilte. — Das fromme Mädchen hielt es für ein glückliches Zeichen, und ein leiſes: „Ich danke dir!“ flog von ihren Lippen zu dem empor, der auf kummervolle Herzen mit Vaterliebe herabſieht.

Am andern Tage kam Adelheid auf dem Schloſſe der Gräfin Ricourt an. Die ſchöne Lage dieſes Schloſſes, das vortheilhafte Aeußere der Gräfin, die herzliche und liebevolle Aufnahme, — Alles bewirkte, daß ſich Adelheid in ihrer neuen Lage gefiel. Sie ſchrieb die Aufmerkſamkeit, mit der man ſie behandelte, die Schonung, mit der man alle die kleinen Fehler verdeckte, die ſie zuweilen gegen die Konvenienz beging, auf Rechnung der Liebe, die man gegen ſie hegte, da ſie es doch größtentheils der Achtung zu verdanken hatte, die man der Nichte des großen Montmorency ſchuldig zu ſein glaubte.

Wenige Wochen waren verfloſſen, und Adelheid vermißte in dieſer herrlichen Gegend nicht mehr ihr kleines, mit Mauern umgebenes Kloſtergärtchen, in dieſen prächtigen Zimmern nicht mehr das enge Stübchen, das ſie zu Nion bewohnte. Ihre Sehnſucht flog zwar oft zu ihren Geſpielinnen, ihre Dankbarkeit dachte täglich an die fromme Aebtiſſin, aber dieſe Sehnſucht war nicht mehr von jenem Kummer, dieſe Dankbarkeit nicht mehr von jener Wehmuth begleitet, womit ſie anfänglich an die ver-

laſſenen Freundinnen zurückdachte. Hierzu kam noch, daß ſich im Hauſe der Gräfin ein Fräulein Brüſſon als Geſellſchafterin aufhielt, die beinahe von gleichem Alter mit Adelheid, und eines von den offenen, herzlichen Geſchöpfen war, die ſich leicht an Andere anſchließen und, weil ſie mit ihrem Vertrauen entgegenkommen, auch das Vertrauen des Andern erwecken. Adelheid war ſchon am erſten Tage ihre Bekannte, am zweiten ihre Freundin und kurz darauf ihre Vertraute.

Herzen, von der Welt noch nicht verdorben, von bittern Erfahrungen noch nicht gekränkt, geben ſich ſo leicht jedem fremden weichen Herzen hin. Ach! dieſes ſchöne Geſchenk der Gottheit, dieſer Bruderſinn, den der Menſch zum Menſchen in ſeiner Bruſt trägt, bringen wir ihn nicht Alle aus dem Paradieſe unſerer Kindheit in die rauhe, kalte Welt hinein? und iſt ſein Verluſt nicht der unerſetzlichſte, den wir erleiden?

Amalie von Brüſſon kannte von der Welt noch weiter nichts, als was ſie im Hauſe der Gräfin ſah, und hier hatte ſie zur Gelegenheit, ſie von der beſſern Seite kennen zu lernen: denn, ob die Gräfin gleich den größten Theil ihrer Zeit in den glatten Zimmern des Hofes zubringen mußte, ſo hatte ſie doch noch Energie des Geiſtes genug behalten, ſich freiwillig dem geräuſchvollen Punkt [illegible], um den Abend ihrer Tage mit Würde und

Ruhe im Schooße der ländlichen Einsamkeit zuzubringen. Hier verflossen ihr die letzten Tage ihres Lebens in stiller Freude und Wohlthun, und sie bedauerte weiter nichts als daß es nur die letzten waren, die ihr so verflossen. Ihr nächster Gutsnachbar war der Baron Brüsson, ein Mann, dem sein Herz eben so schätzbar machte, als seine Talente; seine Gesellschaft war der Gräfin die liebste, ihr verdankte sie eine Menge froher und lehrreicher Stunden, und theils aus Dankbarkeit, theils um ihn noch mehr an ihr Haus zu fesseln, hatte sie seine Tochter zu sich genommen und gab ihr eine Erziehung, die ihr der Vater, nicht geben konnte, der, nach der Sitte seiner Zeit, Alles auf die Bildung seines einziges Sohnes verwendete und nur ein sehr geringes Einkommen besaß.

Die tägliche Gesellschaft des Hauses bestand also, außer Adelheid und Amalien, aus dem Baron Brüsson, aus einer alten Verwandten des verstorbenen Grafen, die man als ein Erbstück der Familie betrachtete, und aus dem Pater Joseph, dem Hauskapellan der Gräfin, der die Theologie nur als ein einträgliches Handwerk betrieb, aber die Astrologie — ein Lieblingsstudium der damaligen Zeit — über Alles hochschätzte.

Zuweilen kam auch Anton, der Sohn des Barons, ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, mit seinem Vater herüber. Anfänglich geschah es freilich selten

und nur um ſeine Schweſter zu ſehen; denn die Lebhaftigkeit des Jünglings gefiel ſich nicht in den Zirkeln der alten Herren und Damen, die nur ihre Zeit lobten, die Gegenwart tadelten und alles Schlimme von der Zukunft befürchteten. Seitdem aber die Geſellſchaft im Hauſe der Gräfin einen ſo reizenden Zuwachs erhalten hatte, ſo kam er öfter, ohne ſich ſelbſt die Urſache davon geſtehen zu wollen; ja ſogar die Blödigkeit, die ihn ſonſt von der Geſellſchaft vornehmer Frauenzimmer zurückzog, verließ ihn, wenn er in Adelheids blaues, ſeelenvolles Auge blickte, und ſtatt des Stolzen und Zurückſchreckenden, das er bei ſo vielen Damen von Stande gefunden hatte, nur Liebe, Güte und den Ausdruck einer weichen Seele ſah.

Adelheid ſah den Jüngling mit aller Unbefangenheit eines jugendlichen Herzens, und wenn ſie ja etwas wärmern Antheil an ihm nahm, ſo geſchah es deßwegen, weil er der Bruder ihrer Freundin war, und vielleicht auch, weil die Geſellſchaft eines liebenswürdigen jungen Mannes den Reiz der Neuheit für ſie hatte. Als aber ein längerer Umgang ihn näher mit ihr bekannt machte, als ſie gewahr ward, wie ſein lebhafter Geiſt jedes Vergnügen zu erhöhen, jede Geſellſchaft zu erheitern wußte, als ſie die Liebe bemerkte, mit der er an ſeiner Schweſter hing, die Achtung, mit der er ſeinem Vater begegnete, als ſie die Beſcheidenheit und Sanftmuth ſah, die über

ſein ganzes Betragen verbreitet war; da fühlte ſie mit jedem Tage mehr, daß Anton ihrem Herzen theuer war. Sie ſuchte ihn, ohne es zu wollen; ein unbehagliches Gefühl begleitete ſie, wenn ſie ihn fern wußte, und die Freude ſtrahlte aus ihren Augen, wenn ſie von weitem die Staubwolke ſah, die der flüchtige Huf ſeines Roſſes emporwarf.

Die Leute aus der großen Welt irren ſich in nichts ſo ſehr, als wenn ſie die Empfindungen der unverdorbenen Natur zu berechnen glauben. Sie, die jede Intrigue verſtehen, jede noch ſo künſtliche Maske errathen, die mit feiner Behutſamkeit Alles zu lenken glauben, ſtanden ſchon oft mit Beſchämung und getäuſchter Erwartung vor einem glühenden, enthuſiaſtiſchen Herzen, das, von einer mächtigen Leidenſchaft beſeelt, alle Verhältniſſe vergaß, alle Hinderniſſe verachtete, die ſich zwiſchen daſſelbe und den Gegenſtand ſeiner Wünſche warfen. —

Die Gräfin war ſcharfſichtig genug, das Intereſſe zu bemerken, das ſich zwiſchen Anton und Adelheid entſpann; aber weit entfernt, dieſen Umgang für gefährlich zu halten und einzuſchränken, freute ſie ſich vielmehr darüber und gab abſichtlich Gelegenheiten, ihn noch ungeſtörter fortzuſetzen. Eine Herzensangelegenheit — glaubte ſie — würde für die Bildung ihrer Adelheid von bedeutendem Nutzen ſein, und ihr jenes gefällige Aeußere, jene Feinheit

der Empfindung geben, die mehr das Werk der Natur als der Erziehung iſt. Sie dachte, es verſtände ſich von ſelbſt, daß Anton nie im Ernſte daran denken könnte, ſeine Augen bis zu einer Montmorency zu erheben. Lächerlich! Liebe iſt ein Kind der Natur, in ihrem Gebiete herrſcht Gleichheit, ſie zerbricht die Ketten der Konvenienz, und der Unterſchied der Stände iſt ihr fremd! Anton ſah in Adelheid nur das Mädchen, das er liebte; was kümmerte es ihn, daß Frankreich vor ihrem Ohaime zitterte? Sie liebte ihn, und dieſe Gewißheit würde ihm Muth gegeben haben, den Kampf mit einer Welt zu wagen, wenn es ihrem Beſitz gegolten hätte. Adelheid bemerkte, daß die Gräfin ihren Umgang mit Anton billigte, alle ihre Zweifel verſchwanden, ſie gab ſich einer Leidenſchaft hin, die den Beifall ihrer Familie zu haben ſchien und die ihr Herz zu einem Glücke emporhob, deſſen Möglichkeit ſie nie geahnet hatte.

Der Pater Joſeph, ungeachtet er alle Nächte in den Sternen las, hielt es doch auch der Mühe werth, ſein Augenmerk auf das zu richten, was am Tage um und neben ihm vorging. Die häufigen Beſuche Antons waren ihm verdächtig. Er konnte weder den Baron noch ſeinen Sohn leiden, weil man Beide nicht ohne Grund in dem Verdacht hatte, daß ſie im Stillen der proteſtantiſchen Lehre anhingen, und da der eheliche Hauskapellan

die alte Religion liebte, weil sie ihm Brod gab, und die neue haßte, weil sie ihn mit dem Verluste seines Dienstes bedrohte, so hatte er schon seit einiger Zeit Versuche gemacht, die Gräfin von der Familie Brüsson abzuziehen. Jetzt verdoppelte er seine Wachsamkeit; er warnte die Gräfin laut, er machte sie auf die Leidenschaft aufmerksam, die unter ihren Augen emporwuchs, er beschwor sie, den Ketzern ihr Haus zu verschließen und Adelheid vor dem verführerischen Gifte des Calvinismus zu sichern. Unzeitiger Eifer! Die Gräfin lachte über seine Bedenklichkeiten, spottete über seine Warnungen, und im Vertrauen auf die Allgewalt ihres Willens, der noch keinen Plan aufgegeben hatte, setzte sie den vertrauten Umgang mit der Familie Brüsson fort und erlaubte Anton täglich ihr Haus zu besuchen.

Ach, aber der unglückliche Augenblick nahte sich doch, der das Glück der Liebenden untergrub! Der Parteigeist griff in Frankreich mit jedem Tage weiter um sich, er mischte seine mürrische Laune in das süße Band der Liebe, seine Bitterkeit in die Freundschaft, seinen Argwohn in das Vertrauen, er machte die Zirkel der Fröhlichen verdächtig und entflammte den Fanatismus zur Verfolgung, bis endlich die Flamme des bürgerlichen Kriegs ausbrach.

Wir sind genöthigt, einen Blick auf die Geschichte der damaligen Zeit zu werfen.

Katharina von Medicis, um sich ein Gegengewicht gegen das steigende Ansehen des Triumvirats zu verschaffen, fing an, die Calvinisten zu begünstigen, trat mit dem Admiral Coligny, dem Chef derselben, in Unterhandlungen, und ließ plötzlich ein Edikt bekannt machen, in welchem verboten ward, sie wegen ihrer Religion zu beunruhigen. Die Calvinisten vermehrten sich mit jedem Tage. Die Begünstigung der einen Partei machte die Widersetzlichkeit der andern hartnäckiger, ihren Haß unversöhnlicher. Um, wo möglich, eine Vereinigung zu bewirken, hielt man Konferenzen, die unter dem Namen des Religionsgesprächs von Poisi bekannt sind, und ungeachtet diese nicht zum Vortheile der Protestanten ausfielen, so hatte man doch von Seiten des Hofs eine Mäßigung dabei gezeigt, welche die Protestanten so dreist machte, daß sie überall ihre Meinungen ausbreiteten, und in kurzer Zeit einen Anhang gewannen, der den Hof in Furcht setzte und ihn nöthigte, seiner eignen Sicherheit wegen, ihnen öffentliche und freie Ausübung ihrer Religion zu erlauben.

Philipp II. verfolgte die neuen Meinungen, weil sie ihn hinderten, die Niederlande zu unterjochen. Mit Unwillen sah er die Fortschritte, die sie in seiner Nachbarschaft gewannen; das Triumvirat ließ sich mit ihm in geheime Unterhandlungen ein; eine spanische Armee rückte zur Ver-

theidigung der katholiſchen Religion in das Königreich, franzöſiſche Soldaten ſchloſſen ſich an die Reihen der ſpaniſchen Söldner, und das Bürgerblut floß.

Der Baron Brüſſon war, aus Ueberzeugung des Beſſern, ſchon längſt der neuen Lehre zugethan geweſen. Sein Aufenthalt am Hofe des Königs von Navarra hatte ihm die Bekanntſchaft des großen Condé verſchafft, und er ahnete die wohlthätigen Plane, die dieſer erhabene Held für das Glück ſeines Vaterlandes entworfen hatte. Im Aeußern hatte Brüſſon die Gebräuche der herrſchenden Kirche befolgt, um ſich unnöthigen Verfolgungen zu entziehen, aber mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo er ſich öffentlich für eine Lehre erklären konnte, von der er hoffte, daß ſie dem ganzen Europa eine veränderte und beſſere Geſtalt geben würde.

Als nach den Konferenzen von Poiſi den Calviniſten freie Religionsübung zugeſtanden wurde, ſo glaubte er nicht mehr nöthig zu haben, ſeine Geſinnungen mit dem Schleier des Geheimniſſes zu verbergen: — er bekannte ſich öffentlich als einen Anhänger der Calviniſchen Lehrſätze.

Die Gräfin Ricourt hatte mit allen Hofleuten das gemein, daß ſie einen Widerwillen gegen Alles hegte, was ſich ſchnell und aus eigner Kraft entſchied. Brüſſons Grundſätze waren ihr längſt bekannt; aber daß er ſo ſchnell damit hervortrat, daß er ſich, ohne auf die Verhältniſſe

und Formen des bürgerlichen Lebens Rücksicht zu nehmen, so geradezu der Partei des Hofes, zu der sie sich auch zählte, gegenüberstellte, das mißfiel ihr, und sie zeigte ihr Mißfallen durch ein kälteres Betragen. Brüssons Besuche wurden seltner, und Anton durfte es nicht wagen, ohne seinen Vater ein Haus zu besuchen, das ihm lieber geworden war, als das Haus seines Vaters.

Adelheid verlor ihren Frohsinn, stiller Ernst wohnte auf ihrer Stirn, sie suchte die Einsamkeit. Im ewigen Kampfe zwischen Leidenschaft und Pflicht, fühlte sie, daß es unmöglich sei, dem Geliebten zu entsagen, und hielt doch ihre Liebe für ein Verbrechen gegen das, was ihrem Herzen am heiligsten war, gegen die Religion. Jetzt sehnte sie sich wieder in ihr glückliches Nion zurück, mit Wehmuth erinnerte sie sich ihrer frommen Mutter, der Aebtissin, nur bei ihr, glaubte sie, würde der selige Frieden in ihre Brust wiederkehren, der ehemals seinen Sonnenschein über die heitern Tage ihrer Jugend verbreitete. Ach, die Ruhe unsers Herzens ist einer zarten Pflanze gleich, die, einmal von einem kalten Hauche angeweht, nie wieder aufblüht. Umsonst sehnen wir uns in die Gärten der Hesperiden zurück, in welchen wir unsere Jugend verträumten, ein ernstes Schicksal wirft uns in den Strudel der Welt, mächtige Leidenschaften regen uns auf, im unruhigen Streben gehen wir der großen Ruhe entgegen,

die alle Müde freundlich in ihre Arme nimmt und die Wunden des Lebens heilt.

Der Connetabel Montmorency ſah die Unruhen voraus, deren Ausbruch in jedem Augenblicke zu erwarten war. Um ſeine Familie ſicherzuſtellen, lud er die Gräfin Ricourt ein, nach Paris zu kommen, und bat ſie, ſeine Nichte mitzubringen. Adelheid ſah Anſtalten zur Abreiſe treffen, man ſuchte ſie ihr zu verheimlichen, aber ihre Beſorgniß errieth Alles. Die Gräfin war zu ſehr Kennerin des weiblichen Herzens, als daß ihr die Urſachen von Adelheids Schwermuth hätten unbekannt bleiben können; aber in der gewiſſen Hoffnung, daß die Zerſtreuungen der Reſidenz und die Neuheit eines geräuſchvollen Lebens ſehr bald den Eindruck verwiſchen würden, den Anton auf das unerfahrne Herz des Fräuleins gemacht hatte, ſuchte ſie die Abreiſe zu beſchleunigen, und beſchloß auch Amalien mitzunehmen, um der armen Adelheid nicht zu gleicher Zeit die Freundin und den Geliebten zu entreißen. Den Abend vor ihrer Abreiſe fuhr die Gräfin auf das Gut des Barons, um von ihm Abſchied zu nehmen und um ihn — wenigſtens glaubte ſie es ſeiner Freundſchaft ſchuldig zu ſein — vor der Zukunft zu warnen und ihn von einer Partei abzurathen, die ihre Stärke nur in ihren Muth, nicht in ihre Macht ſetzen konnte. Adelheid und Amalie begleiteten ſie.

Während die Gräfin und der Baron sich in ein wichtiges Gespräch über Politik und Religion vertieften, sahen sich Adelheid und Anton zum ersten Male, seit der unglücklichen Entfernung beider Familien, wieder allein. Ach, aber diese längst ersehnte Stunde war zugleich die Stunde des Abschieds! Anton stellte Adelheid die Unmöglichkeit vor, sich von seinem Vater in einem Augenblicke zu trennen, wo ihn Gefahren umringten, aber zugleich versprach er ihr, während seines ganzen Lebens einer Religion getreu zu bleiben, durch welche er allein hoffen konnte, den Besitz einer Montmorency zu erlangen. Adelheids Zweifel waren beruhigt, ihr Gewissen war wieder mit ihrer Liebe ausgesöhnt; sie gab ihm das feierliche Versprechen einer ewigen unwandelbaren Treue und erhielt das seinige. — Die Hoffnungen der Liebe sind allmächtig wie die Liebe selbst, sie führen den glücklichen Geliebten hoch empor über die träge Wirklichkeit des Lebens und zeigen ihm von fern das gelobte Land seiner Wünsche und die Paradiese seiner Zukunft!

Adelheid und Anton verloren sich in süßen Träumen ihres Glücks, ohnmächtig schienen ihnen alle Versuche des Schicksals, sie zu trennen, und sie schieden mit der festen Ueberzeugung von einander, daß ihre Trennung nur auf kurze Zeit, aber ihre Wiedervereinigung auf ewig sein würde. —

Warum murrt der Menſch gegen euch, ihr unſterblichen Mächte, daß ihr die Tage der Zukunft vor ſeinem Blicke mit Nacht umhüllt? Würde der Becher der Freude unſern Lippen ſüß ſchmecken, würde der Kuß der Liebe uns mit Seligkeit berauſchen, wenn das Geſpenſt der Zukunft vor unſern Augen ſtände und an die Vergänglichkeit alles Glücks und an die Thorheit unſerer Wünſche uns mahnte? Würden nicht die Herzen der beiden Liebenden gebrochen ſein, wenn ſie den Augenblick geahnet hätten, in welchem ſie ſich wiederſehen würden?

Adelheid kam in Paris an und ward Hofdame bei der Prinzeſſin Margarethe. Es war Winter. Der Hof war glänzend, und ungeachtet Beſorgniß wegen der drohenden Gefahren Aller Herzen einnahm, ſo ſuchten doch Alle dieſe Beſorgniß durch Feſte und Zerſtreuungen zu bekämpfen. Adelheid hatte zu lange in einer glücklichen Beſchränktheit gelebt, als daß ſie an dem Geräuſche dieſer ausgelaſſenen Vergnügungen hätte Geſchmack finden können. Ihr reines, ſtilles Herz war einſam mitten in den Umgebungen eines glänzenden Hofs; ihre treue Liebe dachte nur an den entfernten Geliebten mitten unter den Höflingen, die ſich vor ihrem Namen bückten und um einen freundlichen Blick ihrer ſchönen Augen geizten. Die Zeit

verfloß ihr zwischen der Pflege ihres alten würdigen Oheims und den Besorgungen ihres Dienstes.

Der Frühling brach an und mit ihm der bürgerliche Krieg. Der Connetabel stellte sich an die Spitze der königlichen Truppen; Brüsson und sein Sohn stritten unter den Fahnen des Prinzen Condé. Blutige Schlachten wurden geliefert, Wunder der Tapferkeit, wie sie nur die Geschichte der bürgerlichen Kriege aufzuweisen hat, geschahen, Schwärmerei und Fanatism standen einander gegenüber, die Provinzen wurden verwüstet, die friedlichen Hütten des Landmanns zerstört, blühende Städte in Aschenhaufen verwandelt und fremde Truppen überschwemmten das Land.

So verflossen mehrere Jahre. Kurze Friedensschlüsse unterbrachen zwar zuweilen die Szenen des Kriegs; aber da sie nur von der Ohnmacht und Furcht der einen Partei erpreßt waren, und von der Eifersucht der andern bewacht wurden, so dauerten sie nur wenige Monate, und die Flamme des Kriegs brach mit verdoppelter Wuth wieder aus. Die Gefangenen behandelte man mit einer Härte, die auch nur in bürgerlichen Kriegen, an welchen jeder Einzelne durch persönlichen Haß Theil nimmt, möglich ist. Man enthauptete sie, oder schmiedete sie in die Ketten der Galeeren.

Adelheid erhielt dann und wann durch Amalien Nachricht von Anton. Seinem Versprechen getreu, stritt

er unter dem Heere des Prinzen von Condé, weil das Glück seiner Familie an das Schicksal dieses Helden gebunden war, aber er trat nicht den Calviniſchen Meinungen bei. Das Leben im Lager erhöhte seinen Muth und gab ihm jenen festen Geiſt, welcher nach Thaten ringt und die Gefahren verachtet. Das Bild Adelheids lebte in seinem Herzen und spornte ihn zu Thaten, um eine Montmorency zu verdienen, oder mit einem ehrenvollen Tod das Versprechen seiner Treue zu beſiegeln.

Condé, groß in seinen Planen, verwegen in der Ausführung derſelben, beſchloß, Paris zu blockiren und den Hof zu einem Frieden zu zwingen. Er bemächtigte ſich der wichtigſten Vorſtädte, ſteckte die Mühlen in Brand und verſchloß der Stadt alle Zufuhr der Lebensmittel. Umſonſt verſuchte Katharina den Weg der Unterhandlungen; Condé, zu oft dadurch getäuſcht, verlangte ſchnelle, unbedingte Bewilligung der Religionsfreiheit. Der Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen ſtieg mit jedem Tage, das durchdringende Geſchrei des Volks ſetzte den Hof in Schrecken, man beſchloß, ein entſcheidendes Treffen zu wagen.

In der Ebene von Saint-Denis ſtellten ſich beide Armeen in Schlachtordnung. Die königliche Armee war dem Heere der Proteſtanten in Allem unendlich überlegen, aber die Geſchicklichkeit eines Coligny und die Un-

erschrockenheit eines Condé ersetzten den Mangel ihrer Truppen.

Mit beispielloser Tapferkeit hielt diese kleine Heldenzahl die immer erneuerten Angriffe der katholischen Armee aus. Endlich sprengte der beinahe achtzigjährige Greis Montmorency mitten in das Handgemenge der Truppen und entschied den Sieg; aber diese Entscheidung kostete ihm das Leben; er blieb tödtlich verwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Anton von Brüsson achtete nicht der Gefahr, er eilte zu dem sterbenden Helden, suchte seine Schmerzen zu lindern, und der Connetabel segnete ihn für die Beweise seiner Menschlichkeit.

Adelheid war trostlos, als man ihr die Nachricht von dem Tode ihres Oheims meldete. Die Stütze ihres Lebens war gesunken, der Glanz der Familie Montmorency war erloschen. Sie erfuhr es, daß Anton von Brüsson den letzten Segen des Sterbenden erhalten hatte, und ein Strahl von Trost und Muth drang in ihr bekümmertes Herz: „Ist er gesegnet," sprach sie mit frommen Thränen, „so bin ich es auch!"

Die protestantische Armee wuchs aus ihren Trümmern wieder empor und lieferte, ungeachtet des eingebrochenen Winters, noch mehrere Gefechte, welche aber nichts entschieden.

Im Frühling verließ der Hof, der mit den Chefs

der Protestanten einen Frieden oder vielmehr einen noth-gedrungenen Waffenstillstand geschlossen hatte, Paris und machte eine Reise in die Provinzen, um durch seine Gegenwart den gesunkenen Muth seiner Getreuen wieder aufzurichten.

Adelheid fühlte jetzt mehr als je das Lästige ihrer Lage. Ihr Herz trauerte noch über den Verlust ihres Oheims: eben so sehr ward sie von der Unruhe über das Schicksal Antons, von dem sie seit jenem unglücklichen Tage nichts gehört hatte, gefoltert, und doch war sie gezwungen, allen den Feierlichkeiten beizuwohnen, die die Städte zum Empfange den Hofs anstellten.

Den ganzen Sommer hindurch dauerte die Reise. Spät im Herbst kam der Hof nach Toulon. Hier hatte man schon große Vorbereitungen gemacht; denn Heinrich von Bourbon, Erbprinz von Navarra, wurde erwartet, um eine Zusammenkunft mit der Königin und der Prinzessin Margaretha zu halten. Er kam an, und man beeiferte sich, dem jungen Prinzen einen Begriff von dem Glanze und der Macht eines Königs von Frankreich zu geben. Ein Fest verdrängte das andere, man zeigte ihm die Zeughäuser, die Anstalten der Marine, man ließ die Truppen manövriren, man besichtigte die Flotte. Ein Aufzug der Matrosen sollte die Feierlichkeiten beschließen. Mit klingendem Spiele, mit fliegenden Fahnen zogen sie

bei dem Hofe vorbei, der unter einem prächtigen Baldachin vor der Thür des Palastes stand. An ihren Zug schlossen sich unter einer zahlreichen Bedeckung von Soldaten die Galeerensklaven an, für heute ihrer Fesseln entledigt.

Mitten unter diesen hohlen, von Gram und Verzweiflung verzehrten Gesichtern schritt ein blühender Jüngling daher, sein Schritt war stolz, sein Blick zur Erde gesenkt, auf seiner Stirn saß der Kummer über ein unverdientes Schicksal, das ihn in die Reihen der Verbrecher geworfen hatte. Er näherte sich dem Palaste, Aller Augen waren auf ihn gerichtet, aber er sah mit unverwandtem Blick zur Erde. Da weckte ihn ein Schrei aus seiner Betäubung, er blickte empor, und Adelheid lag leblos zu den Füßen der Königin. Barmherziger Gott! es war Anton! Nach der Schlacht von St. Denis hatte man ihn zum Gefangenen gemacht und auf die Galeeren geschmiedet. Das war der Augenblick, wo er seine Adelheid nach langer Trennung wiedersah.

Katharina, zum ersten Male menschlich, ward von dem Schicksale der Liebenden gerührt, sie schenkte dem unglücklichen Jünglinge die Freiheit, und Adelheid, jetzt völlig Herr über sich selbst, gab ihm ihre Hand.

In ländlicher Ruhe, fern von dem Schauplatze des Kriegs, der noch viele Jahre lang ihr Vaterland verwüstete, genossen sie den Lohn ihrer Liebe und Treue in einem schönen und zufriedenen Leben.

Liamande.

Ein Mährchen.

Fakir, der Sohn Abdulla, durchreiſte ganz Aſien, um Bemerkungen zu machen, und war eben im Begriff, das kleine Königreich Fu, das durch beinahe unerſteigliche Gebirge von den berühmten Königreichen Kaſchemir und Quaſſan getrennt iſt, zu beſuchen, als ihm beim Herabfahren vom Gebirge die Achſe ſeines Wagens brach. Kein Menſch war in der Nähe, der das zerbrochene Fahrzeug hätte wiederherſtellen können, und Fakir, der Sohn Abdulla, ſah ſich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, ſeinen Weg zu Fuße fortzuſetzen.

Zwar hätte er gern einen von den Mauleſeln beſtiegen, die vor den Wagen geſpannt waren, aber er wollte das Koſtbarſte, was er bei ſich hatte, nicht im Stiche laſſen, und das Koſtbarſte war ſein Tagebuch. Er hatte nämlich während der Reiſe alle ſeine Bemerkungen niedergeſchrieben, und ſeiner Bemerkungen waren ſo viele geworden, daß zwei Eſel mit allen Kräften daran zu tragen hatten. Er belud alſo die beiden Thiere mit den Produkten ſeines Scharfſinnes, trieb ſie vor ſich her die Gebirge herab und erreichte noch vor Sonnenuntergang Riſatula, die Hauptſtadt des Königreiches Fu.

Als er unter das Thor gekommen war und die Esel mit den Bemerkungen schon vor der ersten Schildwache vorüber waren, ward Fakir angehalten und befragt. „Ich bin Fakir," sagte er, „der Sohn Abdulla, und bin ganz Asien durchreist vom Ganges bis an die Berge Kion; Ihr werdet von mir gehört haben, denn der Ruf geht vor mir her. Jetzt komme ich zu Euch, um Bemerkungen zu machen und Euch zu beschreiben, wie ich andere Völker beschrieben habe, denn ich bin ein Stern der Weisheit und bin Mitglied der Gesellschaft der Ueberklugen zu Sophia und der Dintensozietät zu Katschemar." Die Wache sagte: „Wir haben nichts von Dir gehört, Fakir, Sohn Abdulla, Stern der Weisheit und Mitglied vieler wunderbaren Gesellschaften, auch sehen wir nichts vor Dir hergehen, als zwei Esel." Fakir erwiederte: „Die tragen die Schätze meines Verstandes, die Grundpfeiler meines Ruhms und erliegen fast unter der Last meiner wichtigen Entdeckungen." Da entstand ein lautes Gelächter unter dem versammelten Volke und die Wache rief: „Ziehe ruhig weiter, Fakir, mit Deiner Weisheit, Deinen Schätzen und Deinen Eseln."

Als er durch die Straßen zog, folgte ihm ein großer Haufe Volks und begleitete ihn zur Karavanserai. Fakir hielt es für eine Huldigung, die man seinen Verdiensten erzeigen wollte. Er stand still, zog die Schreibtafel aus seinem Busen und schrieb: „Die Einwohner von Risatula sind ein sonderbares Volk; sie drücken ihre Bewunderung durch Lachen aus, nehmen aber durchreisende Gelehrte mit gebührenden Ehrenbezeigungen auf."

Jetzt war man bei der Karavanſerai angekommen. Ein großer grüner Platz vor dem Hauſe war mit unzähligen Volksgruppen bedeckt. Hier tönte Muſik, dort Geſang; hier ward getanzt, dort flog der Ball durch die Luft; hier ſtanden Männer und Frauen in traulichen Geſprächen, dort ſaßen Greiſe und ſahen lächelnd den Spielen ihrer Enkel zu. Ueberall war Freude und Leben. Aus allen Thüren und Fenſtern des Hauſes guckten Köpfe hervor. Die ganze Karavanſerai ſchien bis unters Dach beſetzt zu ſein, und Fakir, der Sohn Abdulla, ward um die koſtbare Ladung ſeiner Eſel beſorgt. „Fremdling," ſprach der Wirth, „ich wollte Dir gern einen Platz in meinem Hauſe anweiſen, aber morgen iſt das Feſt des luſtigen Königs Abaduſſa, und alles Volk iſt herbeigeſtrömt, um die ſchönen Augen der Fee Liamande zu ſehen; willſt Du aber die Ladung Deiner Eſel verkaufen, ſo tritt unter den Thorweg meines Hauſes, und Du wirſt Käufer in Menge finden."

Unterdeſſen hatten viele Menſchen die Eſel umringt. Man glaubte, ſie trügen Feigen, und drängte ſich herzu, um zu kaufen. Aber Fakir ſprang herbei, trieb das Volk aus einander, ſtellte ſich mitten zwiſchen ſeine Eſel und ſagte: „Sehr verehrte Anweſende! Ich bin kein gemeiner Krämer, der mit Feigen handelt, und alle Schätze Aſiens können die Kleinodien nicht bezahlen, die ich den Rücken dieſer Thiere anvertraut habe."

Die Mädchen von Riſatula glaubten, er bringe köſtliche Stoffe und Perlen, und da Jede von ihnen die ſonderbare Meinung hatte, ſie beſitze auch etwas, das nicht

geringer anzuschlagen sei, als um alle Schätze Asiens, so näherten sie sich, um, wo möglich, einen Tauschhandel einzuleiten.

Fakir hatte sich schon lange mit der Idee getragen, daß die Abkunft eines Völkerstammes weit sicherer aus den weiblichen, als aus den männlichen Gesichtszügen zu bestimmen sei; er wollte eben neue Vergleichungen anstellen, um seine Hypothese zu befestigen, als sein Blick auf eine herrliche stolze Figur fiel, die mit schlankem Wuchs über Alle hervorragte. Der Feuerblick ihres Auges, der wallende Schnee ihres Busens, ihr ringelndes Lockenhaar — Fakir konnte keinen vernünftigen Gedanken fassen. Zum ersten Mal in seinem Leben vergaß er sich selbst, den Zweck seiner Reise und die ganze Dintensozietät. Ach! die Strafe folgte ihm auf dem Fuße! Während er so für die gelehrte Welt verloren dastand, hatten sich andere Mädchen an die Körbe der Esel gemacht, daran gedreht, gezupft, gewackelt, bis das Tragband losging und ein gewaltiger Stoß Papier auf die Erde fiel. „Papier! Papier!" schrien die Mädchen laut auf. „Papier! Papier!" schrie das ganze Volk und lachte. „Weißt Du schon, was der Fremdling mitgebracht hat?" fragte Einer den Andern. „Papier! Papier!" war die Antwort, und Alles lachte und schrie: „Papier!"

Fakir, der Sohn Abdulla, warf sich voll Verzweiflung auf die Erde, suchte alle einzelne Blätter seiner Hefte wieder zusammen und verfluchte sein Schicksal, das ihn zu dieser barbarischen Nation geführt hatte. Aber wie sollte er seine Schätze vor diesen rohen Händen sichern? Wo

ſollte er die Geiſtesprodukte verwahren, die er mit Kummer und Schweiß zuſammengebracht hatte, und die beſtimmt waren, Aſien zu erleuchten, Fakirs Namen unſterblich zu machen und die Geſellſchaft der Ueberklugen um eine Stufe höher zu bringen? Ach, Alles hatte ihn mit unbarmherzigem Gelächter verlaſſen, nur das ſchöne Mädchen mit dem Feuerblick im Auge und dem braunen ringelnden Lockenhaar ſtand noch bei ihm und ſah mitleidig ſeiner Arbeit zu.

„Haſt Du Mährchen, Fremdling?“ fragte ſie neugierig. — „Ei, wollte Gott! meine Vortreffliche, daß es nur Mährchen wären, da wär' ich nicht halb ſo in Angſt; aber was Sie hier auf der Erde liegen ſehen, meine Wertheſte, iſt pure, lautere, wahrhaftige Wahrheit, und hat mich entſetzlich viel Geld gekoſtet, der Sorge und Mühe nicht zu gedenken!“ — „Geld?“ ſagte das Mädchen und rümpfte das Näschen liſtig, und zeigte lächelnd zwei Reihen Zähne, weiß wie gefallner Schnee. — „Ei, wo denken Sie hin, meine Beſte, glauben Sie denn, daß man umſonſt gelehrt wird? Schulleute und Profeſſoren koſten einen ſchönen Thaler Geld, dann muß man reiſen, und das Fuhrlohn iſt entſetzlich theuer, und die Zehrungskoſten ſind enorm, und die Wege ſchlecht.“ —

„Närriſcher Menſch! und was willſt Du denn mit der papiernen Wahrheit anfangen?“

„Welche Frage! Erſt werde ich ſie aufs Reine ſchreiben, und hernach verkaufen, nnd dann mich darüber zanken, und endlich wird man mich den großen Fakir nennen.“

„Um des Propheten willen, Fakir, wer kauft denn Wahrheit?“

„Aber meine Vortreffliche, Sie ſind auch in Ihrer Erziehung ſehr vernachläſſigt! Iſt denn im ganzen Königreiche kein Engroshandel mit Vernunft, kein Detailkram mit Witz und Empfindung?"

„Ich verſtehe Dich nicht!"

„Ach, Sie ſtellen ſich nur ſo. Darf ich wohl fragen, was Sie mit Ihrem Verſtande und Witze anfangen, wo Sie Ihre Gefühle hinthun?"

„Ih nun, unſern Verſtand haben wir im Kopfe, unſern Witz auf der Lippe, unſere Empfindung im Herzen."

„Wie? und kein Menſch handelt damit?"

„Seltſamer Menſch! iſt es denn eine Waare, die man zu Markte führen kann wie Leder und Kameelgarn?"

Fakir war außer ſich vor Erſtaunen. „Wie?" rief er und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, „iſt es möglich, daß ich in ein Land gekommen bin, wo kein Schriftſteller an der Feder kaut, kein Preßbengel regiert, kein Buchhändler Honorar zahlt? Wahrlich, es war hohe Zeit, daß ich hier ankam! Glückliche Nation! der Moment Deiner Wiedergeburt beginnt, die Macht der Barbarei entflieht! Fakir, der Sohn Abdulla, wird Dich aufklären, daß Du klar wirſt wie helles Waſſer, und Dich einweihen in die Geheimniſſe der Fakultäten zu Katſchemar! Methodiſch ſollen Deine Weiber empfangen und gebähren, methodiſch ſollen Deine Kinder aufwachſen und denken lernen, methodiſch ſollen Deine Jünglinge klug, Deine Mädchen verliebt, Deine Männer alt und Deine Greiſe jung werden, methodiſch ſoll Alles leben und ſterben und in das Paradies des Propheten eingehen, und das rohe Ungeheuer

Natur soll mit Steckbriefen verfolgt und mit Interdikten verbannt werden, wo es sich zu zeigen wagt! Tretet zu mir, Einwohner von Risatula!"

Ach, sie traten Alle zu ihm und schrien: „Der arme Mann ist verrückt! Er hat zwei Esel mit Papier beladen, und hält es für Schätze; er spricht von Vernunft und will damit handeln, von Empfindung und will sie verkaufen; er sagt von einem Preßbengel, daß er uns regieren soll, und von der freundlichen Natur, daß er sie verbannen will. Führt den armen verwirrten Mann zu Salhindo, dem Wächter am Grabe des lustigen Königs."

Fakir widersetzte sich, aber die Männer von Risatula umringten ihn, setzten ihn auf einen seiner Esel und brachten ihn zu Salhindo.

Der muntere Greis saß eben vor der Thür seines Gartens und sah mit heiterm Blicke in die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, als der seltsame Aufzug bei ihm ankam. „Vater Salhindo," riefen ihm die Männer entgegen, „wir bringen Dir hier einen armen verwirrten Mann, der über die Gebirge herübergekommen ist. Er heißt Fakir und spricht wunderliche Dinge. Nimm ihn diese Nacht in Dein Haus und führe ihn morgen zum Grabe des lustigen Königs, vielleicht erbarmt sich die Fee Liamande seiner Narrheit."

„Hochzuverehrender Herr," sagte Fakir, „Sie sehen in mir einen Märtyrer der Literatur, einen verfolgten Apostel der Aufklärung, ich beschwöre Sie, retten Sie mich aus den Händen dieser rohen Menschen und schützen Sie das Kostbarste, was Asien aufzuweisen hat, meine Papiere."

Das Volk brach wieder in ein lautes Gelächter aus, aber Salhindo reichte ihm freundlich die Hand. „Sei ruhig, Fakir, die Männer von Nisatula kränken kein Kind, sie sind fröhliche Menschen, und wer fröhlich ist, ist gut und meint es gut. Komm herein in meinen Garten und sei unbesorgt."

„Ach, mein Bester," stotterte Fakir, „Sie haben ein vortreffliches Herz. Ich werde nicht ermangeln, in der Vorrede zu meinen Werken Ihre Güte dankbar zu erwähnen."

Salhindo lächelte und führte ihn in den Garten und verschloß die Thür, um die Neugierigen zu entfernen. Hierauf ließ er einen Diener die Papiere Fakirs holen und verwahrte sie.

Während dieser Beschäftigungen war das schöne Mädchen, das die unschuldige Ursache von dem Unglücke unsers reisenden Gelehrten war, in den Garten getreten. Sie brachte Brod, Datteln und Feigen in einem Körbchen, und einen Becher mit Wein. Fakir hatte sich ermüdet auf eine Rasenbank geworfen und sann über seine trostlose Lage nach. Das schöne Mädchen kam zu ihm, setzte das Körbchen und den Becher vor ihn hin und blickte ihn mit liebem, mitleidigem Gesicht an. Fakir bemerkte sie nicht. Sie trat jetzt näher, strich ihm mit wehmüthigem Lächeln das blonde Haar aus der Stirn und sagte: „Du armer Fakir! Du hast zu viele Mährchen gelesen, denn viele Mährchen machen das Herz traurig."

„Ach," seufzte Fakir, „ich habe keine Mährchen gelesen, was ich gelesen habe, ist wahr."

„Das ist ja eben das Unglück, daß Du die Mährchen für wahr hältst," fuhr das Mädchen traurig fort; „aber

mein Vater wird Dir schon helfen, und die Fee Liamande wird Dich wieder gesund machen."

„Sie sind so schön, meine Liebe, aber Sie sprechen wie ein Kind!" —

„Bist Du denn klüger als ich, Fakir?"

„Ich bin klüger als alle Menschen, und in Kurzem werde ich berühmter sein, als der große Ludasta, der zehn alte Systeme über den Haufen geworfen und funfzig neue dafür hingesetzt hat."

„Hat der weise Mann auch ein Liedchen gemacht, das bei Deinem Volke gesungen wird?"

„Mit dergleichen Lappalien hat er sich nie abgegeben!"

„Ach, Fakir, Du bist wahrhaftig nicht so klug, wie Du glaubst, denn die Fee Liamande ist weiser als alle Menschen, und die Fee Liamande hat zu dem guten König Abadussa gesagt: „„Wer Trauben auf seinen Bergen zieht und Gesänge macht, die das Herz erheben, den ehrt der Prophet, den lieben die Menschen, den führt Liamande an ihrer Hand und bringt ihn zu lauter heitern Seelen und in helle, freundliche Sterne.""

„In der That, wenn ich in Ihr schönes Auge sehe, komme ich in Versuchung, diese spitzfindigen Sätze als wahr anzunehmen. Aber sagen Sie mir, wenn ich bitten darf, wer ist denn die Fee Liamande und wo lebt der König Abadussa?"

„Ach, Fakir, der gute König lebt schon in den hellen, freundlichen Sternen, die ihm Liamande versprochen hat. Morgen ist es wieder ein Jahr, daß er seine Kinder verlassen hat, und morgen besucht uns die gütige Fee und feiert mit uns sein Gedächtniß."

„Aber ich bitte Sie, erzählen Sie mir..."

„Da kommt mein Vater wieder zurück. Er war der beste Freund des guten Königs, er wird Dir erzählen...."

„Nun, Fakir," sagte der Greis und setzte sich zu dem Fremdling, „wie gefällt Dir mein Garten? Pflanzt man bei Dir auch Bäume in erfrischende Gruppen und bindet Zweige zu Lauben und säet Blumen auf die Wiesenmatten?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, bei uns ist Alles weit schöner; wir haben in unsern Gärten Blumen und Spargel, Altäre und Schaukeln, Tempel und Vogelhäuser, neue Pavillons nach antikem Geschmack, und ruinirte alte Gebäude nach dem neuesten Gusto; kurz, jeder von unsern Gärten ist eine Welt im Kleinen, und Alles beruht auf der wichtigen Theorie der Gartenkunst, wovon man hier zu Lande keinen Begriff hat."

„Wozu braucht Ihr denn Eure Gärten, daß Ihr eine Welt im Kleinen daraus macht? Bei uns ist der Garten ein stilles Plätzchen außer der Welt, und wir hängen darin unsern Träumen nach und unterhalten uns mit unsern Lieblingsgedanken."

„Dafür ist bei uns auch gesorgt, unsere Gärten strotzen von schönen Gedanken, beinahe an jedem Baum ist einer angenagelt."

„Das ist sonderbar, Fakir; warum thut Ihr das?"

„Im Grunde, weil wir so viel schöne Gedanken haben, daß wir nicht mehr wissen, wohin damit; und da doch die Fabrik immer fortgeht, so muß man auf den Absatz bedacht sein."

„Wer fabrizirt denn bei Euch schöne Gedanken?"

„Eigentlich haben wir eine besondere Innung dazu, die

ſehr zahlreich iſt, aber man nimmt es nicht ſo genau damit, und Jeder treibt das Handwerk, dem's bezahlt wird."

„Welche Gedanken nennt Ihr denn ſchön?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, das iſt ſchwer zu ſagen. Wir haben Leute, die das große Privilegium haben, und bei denen ſind alle Gedanken ſchön, und dann haben wir wieder Leute, die das kleine Privilegium haben, und dieſe ſtempeln die Gedanken der Uebrigen, und nur was ſie geſtempelt haben, iſt ſchön."

„Das ſind wohl die Weiſeſten Eures Volks?"

„Ohne Zweifel. Ich gehöre ſelbſt darunter. Wir müſſen mit Feder und Dinte umzugehen wiſſen und eine leſerliche Hand ſchreiben."

„Und die Fee Liamande beſucht Euch nie?"

„Wie? glauben Sie denn im Ernſte, daß es Geiſter gibt, und Feen und Geſpenſter...."

„Ich erlaube Dir noch daran zu zweifeln, aber morgen wird die gütige Fee ihr glückliches Volk beſuchen und wird auf dem Grabe unſers Vaters Abaduſſa ihre Kinder ſegnen."

„Das beliebten ſchon vorhin Ihre ſchöne Tochter zu ſagen; aber ich bitte Sie, erzählen Sie mir doch die Geſchichte dieſes ſeltſamen Aberglaubens, ich werde in meinem Magazine für Aufklärung eine gründliche Widerlegung bekannt machen."

„Sogleich, Fakir, ob ich gleich zweifle, daß Dein Magazin bei uns brauchbar ſein wird. Aber vorher laß uns den Becher leeren, den Zalima für uns gefüllt hat."

„Rieſſt Du mich, Vater?" fragte das Mädchen und kam durch das Gebüſch gehüpft.

„Nein, Zalima, ich nannte nur Deinen Namen; wir

trinken aber den Becher, den Du für uns gefüllt hast. Komm' her, mein freundliches Mädchen, und singe uns das Danklied für die Gaben der Götter."

Zalima hob ihr schönes großes Auge zu den Wolken empor, die, von der Abendsonne vergoldet, am Himmel hinzogen, und sang:

„Die ihr im Sonnenstrahle glänzt,
In warmen Tropfen niederregnet,
Die Felsengebirge mit Reben begrenzt,
Den zarten Halm mit Früchten segnet,
Sendet, ihr freundlichen Götter der Erde,
Sendet uns Strahlen der ewigen Lust,
Gebt bei der Fülle der lieblichen Gaben
Frieden und Freude der Menschenbrust!"

Der Greis nahm den Becher und trank und reichte ihn dem Fremdling. Fakir war von sonderbaren Empfindungen bewegt; die stille Heiterkeit, der große ruhige Sinn dieser Menschen ergriff ihn. Er blickte zu Zalima empor. Ihr kindlich frommer Blick ruhte auf dem seinigen. Er ergriff ihre Hand. Er zitterte. Das Mädchen bog sich zu ihm herab und küßte seine Stirn. — „Zalima," sagte Fakir, „wenn ich Sie sehe, vergesse ich Alles." — „Vergiß Du nur Alles," flüsterte das freundliche Kind, „dann wirst Du gesund."

„Als der König Pelandor," fing der Greis seine Erzählung an, „die Einsamkeit seines Jugendlebens mit dem Geräusche des Palastes vertauschte und den Thron seiner Väter bestieg, hatte er unaussprechliche Langeweile. In Risatula gab es damals seltsame Menschen, man nannte sie Goliti, das heißt Weise, und sie gaben überall den Ton an und herrschten. Sie hatten Alles gelernt, nur nicht die Kunst, froh zu sein; sie

wußten, wie alle Sterne ſich bewegten, aber wie das Herz des Menſchen ſchlug, war ihnen unbekannt; ſie begingen täglich unzählige Lächerlichkeiten, aber Niemand durfte darüber lachen, denn wer lachte, ward verachtet; und daher machten alle Menſchen ernſthafte Geſichter und lachten nur, wenn es die Politik erlaubten. Der König Pelandor war aber ein großer Freund vom Lachen, und da er das nicht durfte, ſo behalf er ſich mit Gähnen, und gähnte in jeder Minute einmal, und ſagte zu ſeinen Vertrauten: „„Die Menſchen ſind verdrießliche Kreaturen und die Welt iſt unerträglich langweilig!““

„Seine Vertrauten aber ſagten: „„Der König muß heirathen!““ und da ſie das immer wiederholten, ſo glaubte es endlich der König und ſagte ſelbſt: „„Ich muß heirathen.““

„Eine Deputation, die aus den vornehmſten Weiſen von Riſatula beſtand, ward nun ausgeſandt, um eine Prinzeſſin für den König zu ſuchen. Sie kamen nach Kaſchemir und hörten von der ſchönen Rolane. Die ſchöne Rolane war ein Wunder ihrer Zeit. Sie machte Verſe in mogoliſchem Geſchmack, und hatte witzige Einfälle, die man nicht verſtehen konnte, wenn man nicht alle Bücher der Welt geleſen hatte. Die Geſandtſchaft ward der Prinzeſſin vorgeſtellt. Man trug ihr die Hand des Königs an. Die ſchöne Rolane ſagte: „„Wenn der König einfältig iſt, ſo will ich ihn heirathen, denn ein Weib von meinem Geiſte muß einen einfältigen Mann haben.““ Da verneigte ſich die Geſellſchaft vor ihr; Alle ſagten einmüthig: „„Unſer König Pelandor iſt der einfältigſte Mann unter der Sonne,““ und die ſchöne Rolane entſchloß ſich, ihm ihre Hand zu geben.

„Die Deputation kam zurück. Man entwarf eine rei-

zende Beschreibung von der zukünftigen Königin, und der König war voller Erwartung. Man machte eine breite Straße über die Gebirge; die schöne Rolane kam im Triumph herüber, und die Feierlichkeiten der Vermählung begannen. Aber der König Pelandor gähnte unaufhörlich bei den Festen, denn die Prinzessin hatte in ihrem Gefolge Weise mitgebracht, und diese Weisen hatten eine noch langweiligere und traurigere Weisheit mitgebracht, als die war, über welche der König schon so lange gegähnt hatte. Man führte Trauerspiele auf in mogolischem Geschmack, die traurig waren. Jedermann sagte laut, es wären Meisterstücke, und Jedermann fand sie im Stillen entsetzlich langweilig. Man gab Lustspiele, über die kein Mensch lachte, und die Weisen schimpften auf das Volk, weil es nicht lachen wollte.

„Die schöne Rolane studierte des Morgens die Weltweisheit, Nachmittags die Geschichte, machte Abends Verse, guckte die Nacht durch nach den Sternen, und der König Pelandor lag in seinem einsamen Bette und sagte: „„Es ist wahr, meine Frau ist klüger als Alle; aber wenn ich ein einfältiges Hirtenmädchen zum Weibe hätte, so hätte ich fröhliche Tage und lustige Nächte.““

„Die schöne Rolane war herrschsüchtig, weil sie gelehrt war, und hitzig, weil sie Verse machte. Der gute König durfte nicht lachen, weil es gemein war, nicht widersprechen, weil sie Alles besser verstand, und wenn er es ja einmal wagte, so warf sie ihm einen Blick voll Verachtung zu und ward nicht eher wieder gut, als bis er ihre Verse lobte. So war also der gute König übler dran, als vorher, und er sagte zu seinen Vertrauten: „„Die Welt war langweilig, ehe ich geheirathet hatte, aber seit

ich die geiſtreiche Rolane zur Frau habe, iſt die Welt unausſteh-lich.““ Da ſagten die Vertrauten: „„Der König muß ein Kind haben!““ und weil ſie das ſo oft wiederholten, ſo glaubte es der König ſelbſt und ſagte: „„Ich muß ein Kind haben.““— Aber das war ſchwieriger zu bekommen, ungeachtet ſich auch hier die Weiſen alle Mühe gaben, dem guten Könige zu helfen. Die ſchöne Rolane glaubte, die Kinder ihres Geiſtes (ſo nannte ſie ihre Verſe) wären mehr werth, als andere Kinder, und der arme König verzweifelte ſchon an der Erfüllung ſeines Wun-ſches, als ihn ein Ball aus der Verlegenheit zog.

„Die ſchöne Rolane hatte viel getanzt und war ſehr warm, und der König hatte auch viel getanzt und war auch ſehr warm, und die ſchöne Rolane ging in ein Kabinet, um ſich umzuklei-den, und der König ging auch in das Kabinet, um ſich umzu-kleiden, und der Zufall wollte, daß der König an ſeinen Wunſch dachte und daß die ſchöne Rolane ihre Weisheit vergaß. Kurz, ſie kamen nicht wieder auf den Saal. Der König ſagte: „„Wer das Tanzen erfunden hat, iſt ein Menſch geweſen.““ Die Weiſen legten den Finger an die Naſenſpitze, die Leibärzte flüſterten ſich ins Ohr, und nach neun Monaten kam die ſchöne Rolane mit einem Prinzen nieder, den ſie Abaduſſa nannte, weil der Held eines Trauerſpiels im zirkaſſiſchen Geſchmack, das man damals bis in die Wolken hob, dieſen Namen führte.

„Der König Pelandor nahm das Kind in die Arme, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen. Er drückte es an ſein Herz und ſagte: „„Du kamſt vielleicht aus einer heitern, fröh-lichen Welt und beginnſt jetzt Dein Leben auf der langweiligen, verdrießlichen Erde! Du biſt an Liebe gewöhnt und an Freude, und hier liebt Keiner den Andern, und Niemand freut ſich aus

Grunde des Herzens! Aber sei willkommen zum Segen meines Volks, und mache dieses traurige, kranke Geschlecht wieder fröhlich und gesund!““ — Hierauf wendete er sich zu der schönen Rolane und sagte bittend: „„Laß das Kind aufwachsen in seiner freien Natur!““ Aber die schöne Rolane warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „„Von der ersten Erziehung hängt Alles ab,““ sagte sie und gab dem Kinde eine Amme, die poetisch war, eine Wärterin, die Weisheit gelernt hatte, und legte es in eine Wiege, die in mogolischem Geschmacke gearbeitet war.

„Der arme König wagte es nicht, sich zu widersetzen, aber das Herz war ihm gebrochen, er schlich sich traurig weg.

„Ich will meinen alten Freund aufsuchen!“ seufzte der König und schlich in den Garten und warf sich auf eine Rasenbank. Sein alter Freund war der Schlaf. — „Er ist mir immer treu,“ sagte er zu seinen Vertrauten; „wenn ich ihn rufe, so kommt er schnell und drückt mir die Augen zu, daß ich das Unwesen nicht mehr sehe, was mich umgibt, und zeigt mir in heitern Träumen eine andere Welt, die ich lieb habe und über die ich die langweilige vergesse.“ — Aber diesmal wollte der alte Freund nicht erscheinen und heitere Träume bringen; das Herz des armen Königs war zu sehr bewegt. Sein Blick lag auf den Blumen, die um ihn blühten. Ein sanfter Wind schaukelte sie. Sie spielten um seine Füße. — „Ihr süßen Geschöpfe,“ sagte der König, „ihr brecht frei aus euern Knospen und lebt harmlos! Ihr tragt eure Farben offen und frei und kümmert euch nicht, ob euer buntes Kleid schöner oder schlechter ist, wie das bunte Kleid eures Nachbars ...“ Er würde noch länger mit den Blumen gesprochen haben, denn der gute König hatte die Gewohnheit, mit Thieren und Blumen und leblosen

Dingen viel zu ſprechen, mit Menſchen aber wenig. Er würde alſo noch länger fortgeſprochen haben, wenn er nicht durch die Töne einer Laute wäre unterbrochen worden. Hinter ihm war ein Gebüſch. Von daher ſchienen die Töne der Laute zu kommen. Der König war ſtill und horchte. Er ſtand auf und ſchlich näher. Ein einfältiges Hirtenmädchen ſaß unter dem Schatten einer Birke. Ihr Geſicht war halb verſchleiert. Ein Kranz von Wieſenblumen hing über ihre Schulter, zwei Veilchen und eine ſchneeweiße Roſe blühten an ihrer Bruſt.

„Das war Liamande!“ rief Zalima.

„Sie war es,“ ſagte der Greis, „aber noch nannte ſie ihren Namen nicht; ſie ſchwieg und ſang ihr ſchönſtes Lied. Zalima, ſinge dem Fremdlinge Liamandens Geſang!“

Zalima ſank erröthend an die Bruſt ihres Vaters und ſagte: „Fakir wird über Liamandens Geſang ſpotten, und das könnte die Freundliche erzürnen.“

„Singe Du immer, mein gutes Kind,“ erwiederte der Greis, „Fakir wird vorbereitet werden auf ihre Erſcheinung.“

Und Zalima ſang:

„Sieh' ringsum Licht und Freudenglanz,
Das Leben auf der Flur,
Der Sterne frohen Wirbeltanz,
Das Jauchzen der Natur! —
Des Menſchen Herz nur ohne Ruh'
Geht freudenlos dem Grabe zu.
„Was fehlt dir denn, du Menſchenherz,
Im ſchönen Erdenland?
Was machſt du dir doch Gram und Schmerz
Um Traum und leeren Tand?
Was ſorgſt du, wie die Zeit vergeht,
Da deines Buſens Athem weht?

„Ach, komm' zu mir! laß eiteln Harm;
Ergib dich meiner Lust!
Mein Kuß ist süß, mein Herz ist warm,
Komm', ruh' an meiner Brust!
An meinem Busen, an meinem Mund,
Da heilen die Schmerzen, da wirst du gesund!"

Zalima schwieg. Ihre Augen perlten von Thränen. Heiligere Tropfen hatte Fakir nie gesehen. „Zalima," sagte er und ergriff ihre Hand, „Du hast einen schönen Glauben, Dein Lied hat meine Jugend mir zugeführt, und die Blumen, mit denen ich in meiner Kindheit spielte." — „Ach, schöner Fremdling!" rief das herrliche Mädchen und schlang ihren weißen Arm um seinen Nacken, „Du mußt bei uns bleiben und werden wie wir, denn ich liebe Dich und kann Dich nicht lassen." —

Fakir küßte zitternd ihre brennenden Lippen, und der Greis fuhr in seiner Erzählung fort.

„Wer bist Du, freundliches Mädchen?" sagte der König. — „Ich will Dir sagen, wer ich bin," erwiederte das Mädchen, „den guten Menschen nenne ich mich gern. Ich bin Liamande, die den Vögeln ihren Gesang lehrt, den Blumen ihre Farben gibt, im Krystall der Quelle rauscht und im Geflüster des Hains spricht; Alles liebt mich, und ich liebe Alles; aber die Menschen haben mich aus ihren Herzen verbannt." — „Die Menschen sind gut," versetzte der König, „aber die Weisheit macht sie närrisch und der Verstand macht sie langweilig. Wenn sie Dein Auge sehen und Deine Stimme hörten, so würden sie wieder Kinder werden und sich freuen!" Und dem guten Könige ging das Herz auf; er setzte sich an ihre Seite, vertraute ihr alle seine Sorgen und bat sie, sich des kleinen Prinzen

anzunehmen, den die schöne Rolane gelehrt machen wollte. — Liamande versprach seine Bitten zu erfüllen; sie hob ihren Schleier auf und ließ ihn in ihr himmlisches Angesicht blicken, und nahm die schneeweiße Rose von ihrem Busen und legte sie auf seine Brust. Da kam der alte Freund, der Schlaf, und drückte dem guten Könige die Augen zu und breitete seinen Mantel über ihn aus, daß er die Schritte der Zeit nicht mehr hörte, und zeigte ihm die heitern Bilder der Traumwelt.

„Die schöne Rolane hatte während der Zeit eine Vorlesung über den mogolischen Geschmack von einem jungen Weisen, der keinen eigenen besaß, angehört; die Amme hatte Beiträge zu neuen Zeitgedichten geliefert, und die Wärterin über die Grundursache alles menschlichen Wissens nachgedacht. Niemand hatte des kleinen Prinzen gedacht, und als man jetzt zufällig nach der Wiege sah, war sie — leer.

„Ein fürchterliches Geschrei erhob sich. Die schöne Rolane stellte sich dreimal als wäre sie ohnmächtig, und dreimal that man ihr den Gefallen und glaubte es. Alles ward durchsucht, überall Boten ausgeschickt, der König aus seinem süßen Schlafe aufgeweckt, aber der kleine Thronerbe war nirgends zu finden! Betrübt schlich der König an die leere Wiege und fand ein Veilchen an der Stelle, wo sein liebes Kind gelegen hatte. „„Liamande!““ sagte er still gerührt und steckte das Veilchen zu der schneeweißen Rose, die er auf seiner Brust trug. „„Sei ruhig,““ wendete er sich zu der schönen Rolane, die wie eine Furie den Palast durchstürmte, „„sei ruhig, unser Kind wird aufwachsen wie die Blumen.““ Aber die schöne Rolane schlug ein bitteres Gelächter auf, und der König schlich sich davon.

„Der Abend kam. Die schöne Rolane warf sich an ihren

612018B

Schreibtisch und schrieb ein Trauerspiel: Das geraubte Kind. Die Amme machte eine Elegie und die Wärterin bewies, daß das ein unangenehmer Vorfall sei, woran im Grunde kein Mensch gezweifelt hatte. Das Trauerspiel machte ungeheuere Sensation; die Elegie ward für ein Meisterstück erklärt; der Beweis wurde für das Scharfsinnigste gehalten, was man je gelesen hatte, und nach acht Tagen dankten alle Drei dem Himmel, daß das Kind geraubt worden war.

„Achtzehn Jahre waren verflossen. Der König hatte kein Kind bekommen, so oft auch wieder Bälle veranstaltet worden waren. Die schöne Rolane hatte ihre Schönheit verloren, aber an Weisheit so unglaublich gewonnen, daß sie einmal drei Nächte hinter einander wegen der schwierigen Untersuchung: Ob wohl von einem Floh, wenn er seine Flohnatur ausgezogen hätte, noch ein Floh zurückgeblieben sei? kein Auge zuthun konnte. Die Weisen waren über diese wichtige Frage in zwei Parteien zerfallen; die eine behauptete, es wäre sodann ein Nichtfloh vorhanden; die andere hingegen versicherte, es sei dann ein Flohnichts da. Der Streit darüber ward mit solcher Erbitterung geführt, daß von jeder Partei mehrere große Männer an Gallenfiebern starben, daß Viele ihren guten Namen dabei im Stiche ließen und Alle ihre Ehre zweideutig machten. Aber von beiden Theilen wurde doch unglaublich viel Scharfsinn gezeigt, und ganz Persien mit allen seinen talentvollen Köpfen und allen seinen geistreichen Weibern — und deren gab es in der That eine [illegible] Menge — nahm daran so lebhaften Antheil, [illegible] Familie darüber in Nichtflöhe und Flohnichtse

[illegible] die Fortschritte d[illegible] [illegible]t stehen

bleiben. Von Tage zu Tage ward man feiner, geiſtreicher, gelehrter. Freilich war man dabei verdrießlich, neidiſch und aufgeblaſen, freilich gähnte jetzt der gute König Pelandor täglich funfzigmal mehr, und hatte ſchon ſeit Jahren nicht gewagt, mit der ſchönen Rolane und ihrer gelehrten Geſellſchaft ein Wort zu ſprechen; aber was galt dies gegen die unglaublichen Fortſchritte in der Weisheit?

„Endlich — es war eine ruhmvolle Periode — war man bis zu der Höhe gelangt, wo kein Goliti den andern verſtand, wo kein Menſch die Goliti's verſtand, und wo die Goliti keinen Menſchen verſtanden. Da — das achtzehnte Jahr war vorbei, Abäbuſſa, der Liebling Liamandens, war unter ihrer Pflege aufgeblüht, wie die Blumen des Hains, ſein Geiſt war hell, wie das ewige Feuer vor dem Throne der Unſterblichen, und ſein Herz war rein, wie der Thautropfen im Kelche der Roſe — da beſchloß Liamande, ihren Zögling auf dem Schauplatz der traurig lächerlichen Welt erſcheinen zu laſſen, und das Herz des alten Königs durch den Anblick ſeines Sohnes wieder zu vergnügen.

„Abäbuſſa erſchien, ein Geiſt aus der Fremde, mit rüſtiger, jugendlicher Kraft, und wollte die kranken Menſchen geſund machen; aber ſie verlachten ihn und bewieſen ihm, daß er einfältig wäre, daß er einfältig ſein müßte, und daß er einfältig bleiben werde, ſo lange er lebe. Nur der alte gute König ſchloß ihn mit Freudenthränen an ſein Herz und zeigte ihm die ſchneeweiße Roſe Liamandens, die an ſeiner Bruſt unverwelkt blühte. Aber der Jüngling breitete ſeine Arme in die blaue Luft aus, und wollte wieder zu ſeiner Lehrerin und Freundin eilen, und an ihrem Buſen bleiben, und die Menſchen und ihre Poſſen mit Verachtung vergeſſen.

„Da erbarmte sich Liamande ihres verlassenen Lieblings und des ganzen thörichten Geschlechtes; und wie eine zärtliche Mutter ihre Kinder zu Bette bringt, wenn sie zu lange gespielt haben, und sich nicht mehr mit einander freuen, sondern streiten, so ließ Liamande einen langen Schlaf fallen auf Aller Augen, und da die Menschen wieder aufwachten, hatten sie Alles vergessen und wußten weiter nichts, als daß sich ein blauer Himmel über ihnen wölbte voll glänzender Sterne, und daß eine grüne Erde um sie blühte voll lieblicher Blumen, und daß sie eine Sehnsucht nach Liebe in ihrer Brust trügen, die gestillt, und ein Verlangen nach Freude, das befriedigt werden mußte. Alle die Papiere, (Fakir verböthete,) welche die Menschen mit ihrer Narrheit schwarz gemacht, und alle Denkmäler, durch welche sie ihre Thorheit zu verewigen geglaubt hatten, waren verschwunden, und nur die Lieder der Sänger Gottes und die kindischen Mährchen einer unschuldigen Welt waren übrig geblieben; denn was aus der Tiefe des Menschenherzens hervorgeht in Wort und Bild, ist ewig und unveränderlich; und ob gleich mehr als dreitausend Bücher voll Gedichte untergingen, so ging doch kein kleines Lied verloren, das aus der Fülle eines reinen Gemüths hervorgegangen war. „Die Glücklichen, die sie sangen," sagte Liamande, „habe ich geküßt und gesegnet vor ihrer Geburt, und habe sie zu meinem Dienste geweiht, und sie sind mir treu geblieben, mitten unter den Thorheiten ihrer verkehrten Zeit." —

„Abadussa bestieg den Thron. Achtundneunzig Jahre regierte er sein glückliches Volk. Nie war das Regieren so leicht, nie das Gehorchen so froh, nie eine Zeit so lustig, als die langen Jahre hindurch, da Vater Abadussa auf dem Throne saß. Da-

her nennt ihn das Volk noch immer den luſtigen König und ſegnet ſein Gedächtniß.

„Als er fühlte, daß ſeine Tage gekommen waren, bat er ſeine Freundin, ſie möchte ſein Volk immer vor jener fürchterlichen Krankheit beſchützen, welcher es nur durch ihre Hülfe entgangen war, und ſie verſprach es, und kommt jetzt jährlich einmal zu uns und feiert mit uns das Andenken ihres Lieblings. Da blicken wir in ihr ſchönes Auge, und ſie reicht den Edelſten unter uns ihren Mund zum Kuſſe und ſchenkt unſern Kindern ſchneeweiße Roſen, die nie verwelken und die wir auf unſern Herzen tragen, bis wir ſterben.“ —

Hier ſchloß der Greis ſeine Erzählung. — „Und morgen wirſt Du ſie auch ſehen, die Herrliche,“ ſagte Zalima und umſchlang den Fremdling, und Fakir erwiederte ihre Umarmung, und eine nie gefühlte ſeltſame Rührung ergriff ihn, und er ſagte: „Ach, ich verdiene ſie nicht zu ſehen!“ —

Wie Fakir allein war, fühlte er die alte Sehnſucht in ſeiner Bruſt, die er als Jüngling bei ſeiner erſten Liebe empfunden hatte; ſein Auge füllte ſich mit Thränen, und er ſchlug ſeinen Blick zu den Sternen empor. In den geheimnißvollen verſchlungenen Zügen dieſer ewigen Schrift ſchien ihm jeder Gedanke zu liegen, der im Menſchen erwacht iſt und erwachen wird. Was er wußte, ſchien ihm ſo klein, was er fühlte, war ihm ſo groß, und ſein Herz ging auf für jenes ſchönere kindliche Leben, mit welchem jeder beſſere Menſch ſeine Laufbahn beginnt und endet. Er ſank in die Arme des Schlafs, und Zalima's Bild ſtand vor ſeiner glücklichen Seele, und das Mädchen bekränzte ihn mit Blumen und legte eine unverwelkliche Roſe auf ſeine Bruſt. —

Das Jauchzen des Volks erweckte ihn, als die ersten Purpurstreifen am Himmel hinflogen. Die Eindrücke des gestrigen Abends waren verschwunden; er fragte nach seinen Eseln und wollte seine Papiere untersuchen; aber da trat Zalima zu ihm, schön, wie eine aufbrechende Rosenknospe, geschmückt, wie eine Braut, und ergriff seine Hand und führte ihn in den lebendigen Morgen hinaus und eilte mit ihm auf den Platz, wo das Volk versammelt war, Liamandens Ankunft zu erwarten. Mitten auf dem Platze erhob sich ein Hügel mit den schönsten Blumen geschmückt. Es war das Grab des guten Königs Abadussa. Das Volk hatte einen weiten Kreis um den Hügel geschlossen, und in der Mitte des Kreises knieten die Kinder und die Greise.

Und da die Sonne über den Horizont heraufgestiegen war, senkte sich eine Purpurwolke herab und kam näher und immer näher, und das Volk jauchzte ihr entgegen, und Alles hielt sich umarmt und umschlungen, und nannte sich Bruder und Schwester und Geliebte. Jetzt hatte sich die Wolke auf den Hügel niedergelassen; sie zertheilte sich, und Liamande stand auf dem Grabe, mild wie ein Engel des Friedens, voll hoher Würde, wie eine der unsterblichen Jungfrauen aus den Wohnungen der Seligen. —

Und sie hob ihren Schleier auf, und ihr heiliges großes Auge blickte segnend auf die Versammlung herab, und sie fragte mit süßer Stimme: „Kennet Ihr mich?"

„Wir kennen Dich! wir lieben dich! wir gehören Dir ewig an! Verlaß uns nicht!"

„Ich kenne Deine Stimme," rief Fakir, „ich hörte sie in den Tagen meiner schuldlosen Jugend! Du, Heilige, riefst mich, und ich folgte Dir und war glücklich. Nimm mich wieder auf und segne mich!"

Da winkte Liamande Zalima. Erröthend kniete das Mädchen auf den Hügel, und Liamande legte Fakirs Hand in die ihrige und küßte sie Beide auf die Stirn und sagte leise zu ihnen:

„Bleibt mir ergeben!"

Stiller Gram.

Wir sprachen von dem Manne des Tages, von seinem Glücke und seinen Triumphen, von seinen ungeheuern Planen und den beharrlichen Anstrengungen, sie auszuführen, von dem Glanze, den er über die Geschichte seines Volkes und seines Zeitalters verbreitet. Der Gegenstand hatte uns erwärmt. Die alten größern Helden der Vorwelt gingen, im Gefolge ihrer kühnen Thaten, vor unserer Erinnerung vorüber; Marathon und Thermopylä glänzten uns mit ihren ewigen Trophäen und wir stimmten Alle darin überein, daß die Größe des Helden Alles in sich vereinigt, was der Mensch groß nennt.

Unser Adelbert war den ganzen Abend still und in sich verschlossen geblieben. Sein Geist, der sonst bei jeder edeln Anregung mit kühnem Fittich sich erhob, schien wenig Theil an unserer Unterhaltung zu nehmen, und als wir ihn endlich aus seinem dumpfen Hinbrüten aufwecken und in unser Gespräch ziehen wollten, sagte er etwas unwillig: „Der Gegenstand, worüber Ihr sprecht, kann mich heute nicht in Enthusiasmus versetzen, ich habe gerade heute Veranlassung gehabt, viel darüber nachzudenken, und es giebt Vergleichungen, die ihn seines Glanzes berauben."

„Seines Glanzes berauben?“ fragten wir Alle neugierig.

„Mein Bruder hat heute einer Begräbnißfeierlichkeit beigewohnt,“ sagte Karoline lächelnd, „und das hat ihn verstimmt.“

„Verstimmt?“ fragte Adelbert: — „das nun wohl eben nicht! ob aber nicht gerade bei dem Grabe, das ich heute zudecken sah, eine höhere Stimmung in mir entstehen mußte, als der Enthusiasmus für einen gepriesenen Helden? das wäre eine andere Frage.“

„Fast möchte ich fragen,“ sagte Fritz; „was verstehst Du unter höherer Stimmung? Ich begreife wohl, wie man niedergeschlagen werden kann, wenn man sieht, wie unbedeutend das Leben der meisten Menschen hinschleicht, wie diese Summe von Kraft durch erbärmliches Treiben und Sorgen der Alltäglichkeit in kleine Münze verwandelt und nichtswürdig verschleudert wird, daß sich am Grabe oft noch weniger sagen läßt, als an der Wiege, wo man doch wenigstens von frommen Hoffnungen schwatzen konnte — aber eine höhere Stimmung?“

„Und doch!“ erwiederte Adelbert fest, „oder glaubst Du, daß nur der äußere Glanz den Werth des Lebens und den Begriff der Größe bestimmt?“

„Du verirrst Dich in erbauliche Betrachtungen!“ entgegnete Fritz etwas spöttisch. —

„Und ich glaube,“ fuhr Adelbert fort, „wenn die Gräber reden könnten und die Geschichte wahr spräche, mancher unbekannte Name würde hoch glänzen und manche angestaunte Größe würde zusammensinken! — aber das ist es, die Erscheinung gilt Alles und liefert den Maaßstab!“

„Hm,“ sagte Konrad, „wenn nun der Mensch nicht

anders messen könnte, soll man deßwegen den Begriff der Größe aufgeben? Auch kümmert es mich wenig, ob die Geschichte wahr spricht oder nicht, genug, daß ich mich an dem Glauben der Wahrheit erwärme und erhebe."

„O ja!" rief Karoline, „das Zergliedern! wie ist es mir verhaßt! Das Herrlichste und Schönste wird in lauter Einzelheiten aufgelöst, von denen jede so unbedeutend aussieht, daß man erstaunt, wie es möglich war, von dem Ganzen hingerissen zu werden?"

„Ihr versteht mich falsch," sagte Adelbert ruhig, „eben darum, weil ich mit vollem Herzen achte, was wahrhaft achtungswerth ist, so muß mir das unerkannte und unbelohnte Verdienst höher erscheinen, als das gefeierte und gepriesene; so muß mir die Größe, die sich ohne Ruhm und ohne Belohnung aufopfert, heiliger erscheinen als die, welche Eure Helden, von Ehre und Ruhm gelackt, auf Kosten von Tausenden errangen. Was wären Eure Leonidas, Eure Cäsars, Eure Napoleons, ohne die tapfern Herzen gewesen, die ihr Blut für sie vergossen und deren Namen die Geschichte nicht nennt? Sie stehen hoch, aber ihre eigne Größe wird durch fremde, unerkannte emporgetragen, indeß das Verdienst, das nur durch sich selbst groß ist, im Dunkeln steht und seinen Namen nur in den Herzen weniger Freunde zurückläßt."

„So wahr das Alles ist," entgegnete Konrad, „so vermindert es doch die Bewunderung nicht, mit der ich die Thaten der Helden betrachte. Die wahre Würdigung des menschlichen Lebens gehört vor das Auge Gottes, der Mensch urtheilt nach dem, was zu seiner Kunde gelangt."

Adelbert. Das ist es eben! Wenn Du einen Menschen gekannt hättest, dessen Leben eine ununterbrochene Reihe heldenmüthiger Entsagungen, eine fortdauernde aufopfernde Liebe gewesen wäre, und Du ständest nun an seinem Grabe und sähest, wie unbemerkt und unbekannt solch ein großes Herz auf der Welt lebte und von der Welt schied, wie weder die Achtung seiner Zeitgenossen, noch der Dank der Nachwelt ihn aufmunterte und belohnte — könntest Du in einer solchen Stimmung die Gepriesenen und Berühmten noch so ungetheilt bewundern?

Karoline. Du spannst unsre Neugierde. Warst Du je in dem Falle?

Adelbert. Heute zum ersten Male in meinem Leben.

Fritz. Seltsam, lieber Bruder, man sagte mir, Du seist bei dem Begräbnisse eines Frauenzimmers zugegen gewesen.

Adelbert. Eben da!

Fritz. Man sagte, es sei eine alte Jungfer gewesen.

Adelbert. So ist es!

Konrad. Eine alte Jungfer? Bruder, Du gefällst Dir in Paradoxen! Frage die ganze Welt, ob es etwas Entbehrlicheres und Nutzloseres gibt, als solch ein zweckloses Wesen.

Adelbert. Sagt das die ganze Welt? Nun so sagt die ganze Welt wieder einmal etwas Triviales, das ein Mann, der sich nicht unter der Menge verlieren will, nicht nachsagen sollte.

Karoline. Und willst Du uns nicht erzählen, wodurch diese Unbekannte Deinem Herzen so theuer geworden ist?

Adelbert. Was könnte ich Euch zu erzählen haben! Eure Phantasie ist mit Riesenbildern angefüllt, und

das Leben meiner Verstorbenen war so still, so Tag für Tag langsam fortschreitend, keine einzige glänzende That erhob es, aber jeder Tag, jede Stunde war ein Triumph eines großen Herzens über ein unwürdiges Schicksal.

Karoline. Und Du traust uns nicht zu, daß wir das Große und Schöne auch ohne Glanz hochachten würden?

„Der Mann," fuhr Adelbert fort, „sucht seine Größe in Thaten und Wirken, die Größe des Weibes liegt in der Demuth und in der Geduld. Die Leidenschaften, die den Mann emporheben, sind nicht die edelsten. Ehrgeiz und Ruhmsucht sind gewöhnlich die Triebfedern, die ihn zu großen Thaten aufreizen. Das Weib aber wird nur durch Liebe und durch Glauben zur Heldin. Der Mann denkt ewig nur an sich und bezieht Alles auf sein Selbst; das Weib vergißt sich völlig über den Gegenstand, dem ihr Leben gewidmet ist. Wenn der Mann untergeht, so zieht er Mehrere in seinen Fall hinab; das Weib trägt allein, und wenn ihr die Last zu schwer wird, so bricht ihr Herz allein. — Und daher kommt es, daß sich die Thaten der Männer prunkvoll erzählen lassen. Sie entstehen plötzlich, sie bestimmen das Schicksal einer Familie, eines Volks, der Welt, und einzeln stehen sie da wie glänzende Meteore in düstrer Nacht, wie Grenzsteine an neuen Abtheilungen der Weltgeschichte; aber bei dem Weibe muß man das ganze Leben erzählen, mit allen seinen Kleinigkeiten, denn eben dadurch ward es groß, daß es vermögend war, eine lange Lebenszeit hindurch in diesem drückenden Kampfe auszuhalten.

„Sollte man glauben," sagte Karoline und zerdrückte

lächelnd eine Thräne in ihrem Auge, daß diese feurige Lobrede aus dem Munde eines Hagestolzen gehen könnte?"

Konrad. Ein Epigrammenfabrikant würde sie gerade daraus erklären.

Adelbert. Ich denke, so ein kleiner Mensch ist nicht unter uns. Aber Du erinnerst Dich, Karoline, daß ich einmal nahe daran war, diesen Titel abzulegen.

Karoline. Ich erinnere mich nur, daß wir es einmal glaubten, denn Du selbst hast uns kein Wort davon gesagt, und noch bis heute hat meine Neugierde umsonst nach dem Wesen geforscht, die den Philosophen mit der Welt aussöhnen konnte und ihn....

„Halt!" unterbrach sie Adelbert, „mit der Welt ausgesöhnt? das war ich schon längst. So lange man noch Jüngling ist, mag es erlaubt sein, sich mit ihr zu zanken; aber wer den Streit länger fortsetzt, ist — wenigstens kein Philosoph. — Mir die kurze Zeit schöner zu machen, das, freilich das hätte sie wohl gekonnt!"

Adelberts unterdrückte Stimme und eine Thräne, die er umsonst zu verstecken suchte, verriethen seine Empfindung.

„Adelbert!" sagte Karoline und faßte seine Hand," „Deine schwermüthige Stimmung — die Thräne, die Du mir vergebens verbirgst — o sprich! wo lebt sie, wo ist sie!"

„Still! still!" sagte Adelbert und legte seine Finger auf Karolinens Lippen. Dann setzte er leise hinzu: „Ich komme von ihrem Grabe, sie ist bei Gott!"

„Bruder!" riefen wir Alle, und umfaßten ihn und drückten seine Hände, und Karoline fiel weinend an seine Brust.

Fritz. Du bist unter den Deinen Adelbert, willst Du Deinen Kummer immer in Dich verschließen?

„Erzähle uns von ihr," bat Karoline.

Adelbert drückte ihre Hand und sagte schwermüthig lächelnd: „Wirst Du sie dann lieb haben, Karoline?"

„Und Du zweifelst?"

„Wohlan denn!" fuhr Adelbert fort. „Ihr nennt mich verschlossen, und es ist wahr, ich spreche selten von dem, was meinem Herzen heilig ist. Mir scheint es, es könne Manches gar nicht, oder nur selten, zum Gegenstande des Gesprächs gemacht werden. Aber es sei! Ich fühle, es wird mir wohl thun, wenn ich Euch die Geschichte eines Mädchens erzähle, deren Leben unter Sorgen und Druck unbemerkt erloschen ist; deren Namen die Welt vergessen hat, die ich aber ewig wie eine Heilige achten und lieben werde, und deren Andenken ich auch in Eure Herzen legen möchte."

Wir setzten uns schweigend um ihn, und er begann:

Konstantia Hill war die älteste Tochter eines reichen Kaufmannes in S.... Ihr Vater war ein schlichter und gerechter Mann, der aber, wie fast alle Kaufleute, ja wie fast die ganze industriöse Generation unsrer jetzigen Zeit, Gelderwerb als den Zweck seines Lebens ansah. Er ließ seinen beiden Töchtern eine Erziehung geben, die seinen Vermögensumständen angemessen war, und die unter der unmittelbaren Leitung ihrer vortrefflichen Mutter stand. Sie waren beide noch Kinder, als sie das Unglück hatten, diese zärtliche Mutter zu verlieren. Ein Verlust, der, so wichtig er auch in der Zukunft für sie wurde, doch anfänglich keine bedeutenden Folgen für sie hatte, da ihre Erziehung den besten Händen anvertraut war. Im sechzehnten

zende Beschreibung von der zukünftigen Königin, und der König war voller Erwartung. Man machte eine breite Straße über die Gebirge; die schöne Rolane kam im Triumph herüber, und die Feierlichkeiten der Vermählung begannen. Aber der König Pelandor gähnte unaufhörlich bei den Festen, denn die Prinzessin hatte in ihrem Gefolge Weise mitgebracht, und diese Weisen hatten eine noch langweiligere und traurigere Weisheit mitgebracht, als die war, über welche der König schon so lange gegähnt hatte. Man führte Trauerspiele auf in mogolischem Geschmack, die traurig waren. Jedermann sagte laut, es wären Meisterstücke, und Jedermann fand sie im Stillen entsetzlich langweilig. Man gab Lustspiele, über die kein Mensch lachte, und die Weisen schimpften auf das Volk, weil es nicht lachen wollte.

„Die schöne Rolane studierte des Morgens die Weltweisheit, Nachmittags die Geschichte, machte Abends Verse, guckte die Nacht durch nach den Sternen, und der König Pelandor lag in seinem einsamen Bette und sagte: „„Es ist wahr, meine Frau ist klüger als Alle; aber wenn ich ein einfältiges Hirtenmädchen zum Weibe hätte, so hätte ich fröhliche Tage und lustige Nächte.““

„Die schöne Rolane war herrschsüchtig, weil sie gelehrt war, und hitzig, weil sie Verse machte. Der gute König durfte nicht lachen, weil es gemein war, nicht widersprechen, weil sie Alles besser verstand, und wenn er es ja einmal wagte, so warf sie ihm einen Blick voll Verachtung zu und ward nicht eher wieder gut, als bis er ihre Verse lobte. So war also der gute König übler dran, als vorher, und er sagte zu seinen Vertrauten: „„Die Welt war langweilig, ehe ich geheirathet hatte, aber seit

ich die geiſtreiche Rolane zur Frau habe, iſt die Welt unausſtehlich.““ Da ſagten die Vertrauten: „„Der König muß ein Kind haben!““ und weil ſie das ſo oft wiederholten, ſo glaubte es der König ſelbſt und ſagte: „„Ich muß ein Kind haben.““ — Aber das war ſchwieriger zu bekommen, ungeachtet ſich auch hier die Weiſen alle Mühe gaben, dem guten Könige zu helfen. Die ſchöne Rolane glaubte, die Kinder ihres Geiſtes (ſo nannte ſie ihre Verſe) wären mehr werth, als andere Kinder, und der arme König verzweifelte ſchon an der Erfüllung ſeines Wunſches, als ihn ein Ball aus der Verlegenheit zog.

„Die ſchöne Rolane hatte viel getanzt und war ſehr warm, und der König hatte auch viel getanzt und war auch ſehr warm, und die ſchöne Rolane ging in ein Kabinet, um ſich umzukleiden, und der König ging auch in das Kabinet, um ſich umzukleiden, und der Zufall wollte, daß der König an ſeinen Wunſch dachte und daß die ſchöne Rolane ihre Weisheit vergaß. Kurz, ſie kamen nicht wieder auf den Saal. Der König ſagte: „„Wer das Tanzen erfunden hat, iſt ein Menſch geweſen.““ Die Weiſen legten den Finger an die Naſenſpitze, die Leibärzte flüſterten ſich ins Ohr, und nach neun Monaten kam die ſchöne Rolane mit einem Prinzen nieder, den ſie Abaduffa nannte, weil der Held eines Trauerſpiels im zirkaſſiſchen Geſchmack, das man damals bis in die Wolken hob, dieſen Namen führte.

„Der König Pelandor nahm das Kind in die Arme, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen. Er drückte es an ſein Herz und ſagte: „„Du kamſt vielleicht aus einer heitern, fröhlichen Welt und beginnſt jetzt Dein Leben auf der langweiligen, verdrießlichen Erde! Du biſt an Liebe gewöhnt und an Freude, und hier liebt Keiner den Andern, und Niemand freut ſich aus

Grunde des Herzens! Aber ſei willkommen zum Segen meines Volks, und mache dieſes traurige, kranke Geſchlecht wieder fröhlich und geſund!“ — Hierauf wendete er ſich zu der ſchönen Rolane und ſagte bittend: „„Laß das Kind aufwachſen in ſeiner freien Natur!“ Aber die ſchöne Rolane warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „„Von der erſten Erziehung hängt Alles ab,“ ſagte ſie und gab dem Kinde eine Amme, die poetiſch war, eine Wärterin, die Weisheit gelernt hatte, und legte es in eine Wiege, die in mogoliſchem Geſchmacke gearbeitet war.

„Der arme König wagte es nicht, ſich zu widerſetzen, aber das Herz war ihm gebrochen, er ſchlich ſich traurig weg.

„Ich will meinen alten Freund aufſuchen!“ ſeufzte der König und ſchlich in den Garten und warf ſich auf eine Raſenbank. Sein alter Freund war der Schlaf. — „Er iſt mir immer treu,“ ſagte er zu ſeinen Vertrauten; „wenn ich ihn rufe, ſo kommt er ſchnell und drückt mir die Augen zu, daß ich das Unweſen nicht mehr ſehe, was mich umgibt, und zeigt mir in heitern Träumen eine andere Welt, die ich lieb habe und über die ich die langweilige vergeſſe.“ — Aber diesmal wollte der alte Freund nicht erſcheinen und heitere Träume bringen; das Herz des armen Königs war zu ſehr bewegt. Sein Blick lag auf den Blumen, die um ihn blühten. Ein ſanfter Wind ſchaukelte ſie. Sie ſpielten um ſeine Füße. — „Ihr ſüßen Geſchöpfe,“ ſagte der König, „ihr brecht frei aus euern Knospen und lebt harmlos! Ihr tragt eure Farben offen und frei und kümmert euch nicht, ob euer buntes Kleid ſchöner oder ſchlechter iſt, wie das bunte Kleid eures Nachbars ...“ Er würde noch länger mit den Blumen geſprochen haben, denn der gute König hatte die Gewohnheit, mit Thieren und Blumen und lebloſen

Dingen viel zu ſprechen, mit Menſchen aber wenig. Er würde alſo noch länger fortgeſprochen haben, wenn er nicht durch die Töne einer Laute wäre unterbrochen worden. Hinter ihm war ein Gebüſch. Von daher ſchienen die Töne der Laute zu kommen. Der König war ſtill und horchte. Er ſtand auf und ſchlich näher. Ein einfältiges Hirtenmädchen ſaß unter dem Schatten einer Birke. Ihr Geſicht war halb verſchleiert. Ein Kranz von Wieſenblumen hing über ihre Schulter, zwei Veilchen und eine ſchneeweiße Roſe blühten an ihrer Bruſt.

„Das war Liamande!“ rief Zalima.

„Sie war es,“ ſagte der Greis, „aber noch nannte ſie ihren Namen nicht; ſie ſchwieg und ſang ihr ſchönſtes Lied. Zalima, ſinge dem Fremdlinge Liamandens Geſang!“

Zalima ſank erröthend an die Bruſt ihres Vaters und ſagte: „Fakir wird über Liamandens Geſang ſpotten, und das könnte die Freundliche erzürnen.“

„Singe Du immer, mein gutes Kind,“ erwiederte der Greis, „Fakir wird vorbereitet werden auf ihre Erſcheinung.“

Und Zalima ſang:

„Sieh' ringsum Licht und Freudenglanz,
Das Leben auf der Flur,
Der Sterne frohen Wirbeltanz,
Das Jauchzen der Natur! —
Des Menſchen Herz nur ohne Ruh'
Geht freudenlos dem Grabe zu.
„Was fehlt dir denn, du Menſchenherz,
Im ſchönen Erdenland?
Was machſt du dir doch Gram und Schmerz
Um Traum und leeren Tand?
Was ſorgſt du, wie die Zeit vergeht,
Da deines Buſens Athem weht?

„Ach, komm' zu mir! laß eiteln Harm;
Ergib dich meiner Lust!
Mein Kuß ist süß, mein Herz ist warm,
Komm', ruh' an meiner Brust!
An meinem Busen, an meinem Mund,
Da heilen die Schmerzen, da wirst du gesund!"

Zalima schwieg. Ihre Augen perlten von Thränen. Heiligere Tropfen hatte Fakir nie gesehen. „Zalima," sagte er und ergriff ihre Hand, „Du hast einen schönen Glauben, Dein Lied hat meine Jugend mir zugeführt, und die Blumen, mit denen ich in meiner Kindheit spielte." — „Ach, schöner Fremdling!" rief das herrliche Mädchen und schlang ihren weißen Arm um seinen Nacken, „Du mußt bei uns bleiben und werden wie wir, denn ich liebe Dich und kann Dich nicht lassen." —

Fakir küßte zitternd ihre brennenden Lippen, und der Greis fuhr in seiner Erzählung fort.

„Wer bist Du, freundliches Mädchen?" sagte der König. — „Ich will Dir sagen, wer ich bin," erwiederte das Mädchen, „den guten Menschen nenne ich mich gern. Ich bin Liamande, die den Vögeln ihren Gesang lehrt, den Blumen ihre Farben gibt, im Krystall der Quelle rauscht und im Geflüster des Hains spricht; Alles liebt mich, und ich liebe Alles; aber die Menschen haben mich aus ihren Herzen verbannt." — „Die Menschen sind gut," versetzte der König, „aber die Weisheit macht sie närrisch und der Verstand macht sie langweilig. Wenn sie Dein Auge sehen und Deine Stimme hörten, so würden sie wieder Kinder werden und sich freuen!" Und dem guten Könige ging das Herz auf; er setzte sich an ihre Seite, vertraute ihr alle seine Sorgen und bat sie, sich des kleinen Prinzen

anzunehmen, den die schöne Rolane gelehrt machen wollte. — Liamande versprach seine Bitten zu erfüllen; sie hob ihren Schleier auf und ließ ihn in ihr himmlisches Angesicht blicken, und nahm die schneeweiße Rose von ihrem Busen und legte sie auf seine Brust. Da kam der alte Freund, der Schlaf, und drückte dem guten Könige die Augen zu und breitete seinen Mantel über ihn aus, daß er die Schritte der Zeit nicht mehr hörte, und zeigte ihm die heitern Bilder der Traumwelt.

„Die schöne Rolane hatte während der Zeit eine Vorlesung über den mogolischen Geschmack von einem jungen Weisen, der keinen eigenen besaß, angehört; die Amme hatte Beiträge zu neuen Zeitgedichten geliefert, und die Wärterin über die Grundursache alles menschlichen Wissens nachgedacht. Niemand hatte des kleinen Prinzen gedacht, und als man jetzt zufällig nach der Wiege sah, war sie — leer.

„Ein fürchterliches Geschrei erhob sich. Die schöne Rolane stellte sich dreimal als wäre sie ohnmächtig, und dreimal that man ihr den Gefallen und glaubte es. Alles ward durchsucht, überall Boten ausgeschickt, der König aus seinem süßen Schlafe aufgeweckt, aber der kleine Thronerbe war nirgends zu finden! Betrübt schlich der König an die leere Wiege und fand ein Veilchen an der Stelle, wo sein liebes Kind gelegen hatte. „„Liamande!““ sagte er still gerührt und steckte das Veilchen zu der schneeweißen Rose, die er auf seiner Brust trug. „„Sei ruhig,““ wendete er sich zu der schönen Rolane, die wie eine Furie den Palast durchstürmte, „„sei ruhig, unser Kind wird aufwachsen wie die Blumen.““ Aber die schöne Rolane schlug ein bitteres Gelächter auf, und der König schlich sich davon.

„Der Abend kam. Die schöne Rolane warf sich an ihren

612018B

Schreibtisch und schrieb ein Trauerspiel: Das geraubte Kind. Die Amme machte eine Elegie und die Wärterin bewies, daß das ein unangenehmer Vorfall sei, worin im Grunde kein Mensch gezweifelt hatte. Das Trauerspiel machte ungeheuere Sensation; die Elegie ward für ein Meisterstück erklärt; der Beweis wurde für das Scharfsinnigste gehalten, was man je gelesen hatte, und nach acht Tagen dankten alle Drei dem Himmel, daß das Kind geraubt worden war.

„Achtzehn Jahre waren verflossen. Der König hatte kein Kind bekommen, so oft auch wieder Bälle veranstaltet worden waren. Die schöne Rolane hatte ihre Schönheit verloren, aber an Weisheit so unglaublich gewonnen, daß sie einmal drei Nächte hinter einander wegen der schwierigen Untersuchung: Ob wohl von einem Floh, wenn er seine Flohnatur ausgezogen hätte, noch ein Floh zurückgeblieben sei? kein Auge zuthun konnte. Die Weisen waren über diese wichtige Frage in zwei Parteien zerfallen; die eine behauptete, es wäre sodann ein Nichtfloh vorhanden; die andere hingegen versicherte, es sei dann ein Flohnichts da. Der Streit darüber ward mit solcher Erbitterung geführt, daß von jeder Partei mehrere große Männer an Gallenfiebern starben, daß Viele ihren guten Namen dabei im Stiche ließen und Alle ihre Ehre zweideutig machten. Aber von beiden Theilen wurde doch unglaublich viel Scharfsinn gezeigt, und ganz Persien mit allen seinen talentvollen Köpfen und allen seinen geistreichen Weibern — und deren gab es in der That eine respektable Menge — nahm daran so lebhaften Antheil, daß beinahe jede Familie darüber in Nichtflöhe und Flohnichtse zerfiel.

Hierbei sollten aber die Fortschritte der Weisen nicht stehen

bleiben. Von Tage zu Tage ward man feiner, geiſtreicher, gelehrter. Freilich war man dabei verdrießlich, neidiſch und aufgeblaſen, freilich gähnte jetzt der gute König Pelandor täglich funfzigmal mehr, und hatte ſchon ſeit Jahren nicht gewagt, mit der ſchönen Rolane und ihrer gelehrten Geſellſchaft ein Wort zu ſprechen; aber was galt dies gegen die unglaublichen Fortſchritte in der Weisheit?

„Endlich — es war eine ruhmvolle Periode — war man bis zu der Höhe gelangt, wo kein Goliti den andern verſtand, wo kein Menſch die Goliti's verſtand, und wo die Goliti keinen Menſchen verſtanden. Da — das achtzehnte Jahr war vorbei, Abadufſa, der Liebling Liamandens, war unter ihrer Pflege aufgeblüht, wie die Blumen des Hains, ſein Geiſt war hell, wie das ewige Feuer vor dem Throne der Unſterblichen, und ſein Herz war rein, wie der Thautropfen im Kelche der Roſe — da beſchloß Liamande, ihren Zögling auf dem Schauplatz der traurig lächerlichen Welt erſcheinen zu laſſen, und das Herz des alten Königs durch den Anblick ſeines Sohnes wieder zu vergnügen.

„Abadufſa erſchien, ein Geiſt aus der Fremde, mit rüſtiger, jugendlicher Kraft, und wollte die kranken Menſchen geſund machen; aber ſie verlachten ihn und bewieſen ihm, daß er einfältig wäre, daß er einfältig ſein müßte, und daß er einfältig bleiben werde, ſo lange er lebe. Nur der alte gute König ſchloß ihn mit Freudenthränen an ſein Herz und zeigte ihm die ſchneeweiße Roſe Liamandens, die an ſeiner Bruſt unverwelkt blühte. Aber der Jüngling breitete ſeine Arme in die blaue Luft aus, und wollte wieder zu ſeiner Lehrerin und Freundin eilen, und an ihrem Buſen bleiben, und die Menſchen und ihre Poſſen mit Verachtung vergeſſen.

„Da erbarmte sich Liamande ihres verlassenen Lieblings und des ganzen thörichten Geschlechtes; und wie eine zärtliche Mutter ihre Kinder zu Bette bringt, wenn sie zu lange gespielt haben, und sich nicht mehr mit einander freuen, sondern streiten, so ließ Liamande einen langen Schlaf fallen auf Aller Augen, und da die Menschen wieder aufwachten, hatten sie Alles vergessen und wußten weiter nichts, als daß sich ein blauer Himmel über ihnen wölbte voll glänzender Sterne, und daß eine grüne Erde um sie blühte voll lieblicher Blumen, und daß sie eine Sehnsucht nach Liebe in ihrer Brust trügen, die gestillt, und ein Verlangen nach Freude, das befriedigt werden mußte. Alle die Papiere, (Fakir ertöthete,) welche die Menschen mit ihrer Narrheit schwarz gemacht, und alle Denkmäler, durch welche sie ihre Thorheit zu verewigen geglaubt hatten, waren verschwunden, und nur die Lieder der Sänger Gottes und die kindischen Mährchen einer unschuldigen Welt waren übrig geblieben; denn was aus der Tiefe des Menschenherzens hervorgeht in Wort und Bild, ist ewig und unveränderlich; und ob gleich mehr als dreitausend Bücher voll Gedichte untergingen, so ging doch kein kleines Lied verloren, das aus der Fülle eines reinen Gemüths hervorgegangen war. „Die Glücklichen, die sie sangen," sagte Liamande, „habe ich geküßt und gesegnet vor ihrer Geburt, und habe sie zu meinem Dienste geweiht, und sie sind mir treu geblieben, mitten unter den Thorheiten ihrer verkehrten Zeit." —

„Abadussa bestieg den Thron. Achtundneunzig Jahre regierte er sein glückliches Volk. Nie war das Regieren so leicht, nie das Gehorchen so froh, nie eine Zeit so lustig, als die langen Jahre hindurch, da Vater Abadussa auf dem Throne saß. Da-

her nennt ihn das Volk noch immer den luſtigen König und ſegnet ſein Gedächtniß.

„Als er fühlte, daß ſeine Tage gekommen waren, bat er ſeine Freundin, ſie möchte ſein Volk immer vor jener fürchterlichen Krankheit beſchützen, welcher es nur durch ihre Hülfe entgangen war, und ſie verſprach es, und kommt jetzt jährlich einmal zu uns und feiert mit uns das Andenken ihres Lieblings. Da blicken wir in ihr ſchönes Auge, und ſie reicht den Edelſten unter uns ihren Mund zum Kuſſe und ſchenkt unſern Kindern ſchneeweiße Roſen, die nie verwelken und die wir auf unſern Herzen tragen, bis wir ſterben.“ —

Hier ſchloß der Greis ſeine Erzählung. — „Und morgen wirſt Du ſie auch ſehen, die Herrliche,“ ſagte Zalima und umſchlang den Fremdling, und Fakir erwiederte ihre Umarmung, und eine nie gefühlte ſeltſame Rührung ergriff ihn, und er ſagte: „Ach, ich verdiene ſie nicht zu ſehen!“ —

Wie Fakir allein war, fühlte er die alte Sehnſucht in ſeiner Bruſt, die er als Jüngling bei ſeiner erſten Liebe empfunden hatte; ſein Auge füllte ſich mit Thränen, und er ſchlug ſeinen Blick zu den Sternen empor. In den geheimnißvollen verſchlungenen Zügen dieſer ewigen Schrift ſchien ihm jeder Gedanke zu liegen, der im Menſchen erwacht iſt und erwachen wird. Was er wußte, ſchien ihm ſo klein, was er fühlte, war ihm ſo groß, und ſein Herz ging auf für jenes ſchönere kindliche Leben, mit welchem jeder beſſere Menſch ſeine Laufbahn beginnt und endet. Er ſank in die Arme des Schlafs, und Zalima's Bild ſtand vor ſeiner glücklichen Seele, und das Mädchen bekränzte ihn mit Blumen und legte eine unverwelkliche Roſe auf ſeine Bruſt. —

Das Jauchzen des Volks erweckte ihn, als die erſten Purpurſtreifen am Himmel hinflogen. Die Eindrücke des geſtrigen Abends waren verſchwunden; er fragte nach ſeinen Eſeln und wollte ſeine Papiere unterſuchen; aber da trat Zalima zu ihm, ſchön, wie eine aufbrechende Roſenknospe, geſchmückt, wie eine Braut, und ergriff ſeine Hand und führte ihn in den lebendigen Morgen hinaus und eilte mit ihm auf den Platz, wo das Volk verſammelt war, Liamandens Ankunft zu erwarten. Mitten auf dem Platze erhob ſich ein Hügel mit den ſchönſten Blumen geſchmückt. Es war das Grab des guten Königs Abaduſſa. Das Volk hatte einen weiten Kreis um den Hügel geſchloſſen, und in der Mitte des Kreiſes knieten die Kinder und die Greiſe.

Und da die Sonne über den Horizont heraufgeſtiegen war, ſenkte ſich eine Purpurwolke herab und kam näher und immer näher, und das Volk jauchzte ihr entgegen, und Alles hielt ſich umarmt und umſchlungen, und nannte ſich Bruder und Schweſter und Geliebte. Jetzt hatte ſich die Wolke auf den Hügel niedergelaſſen; ſie zertheilte ſich, und Liamande ſtand auf dem Grabe, mild wie ein Engel des Friedens, voll hoher Würde, wie eine der unſterblichen Jungfrauen aus den Wohnungen der Seligen. —

Und ſie hob ihren Schleier auf, und ihr heiliges großes Auge blickte ſegnend auf die Verſammlung herab, und ſie fragte mit ſüßer Stimme: „Kennet Ihr mich?“

„Wir kennen Dich! wir lieben dich! wir gehören Dir ewig an! Verlaß uns nicht!“

„Ich kenne Deine Stimme,“ rief Fakir, „ich hörte ſie in den Tagen meiner ſchuldloſen Jugend! Du, Heilige, riefſt mich, und ich folgte Dir und war glücklich. Nimm mich wieder auf und ſegne mich!“

Da winkte Liamande Zalima. Erröthend kniete das Mädchen auf den Hügel, und Liamande legte Fakirs Hand in die ihrige und küßte ſie Beide auf die Stirn und ſagte leiſe zu ihnen:

„Bleibt mir ergeben!“

Stiller Gram.

Wir sprachen von dem Manne des Tages, von seinem Glücke und seinen Triumphen, von seinen ungeheuern Planen und den beharrlichen Anstrengungen, sie auszuführen, von dem Glanze, den er über die Geschichte seines Volkes und seines Zeitalters verbreitet. Der Gegenstand hatte uns erwärmt. Die alten größern Helden der Vorwelt gingen, im Gefolge ihrer kühnen Thaten, vor unserer Erinnerung vorüber; Marathon und Thermopylä glänzten uns mit ihren ewigen Trophäen und wir stimmten Alle darin überein, daß die Größe des Helden Alles in sich vereinigt, was der Mensch groß nennt.

Unser Adelbert war den ganzen Abend still und in sich verschlossen geblieben. Sein Geist, der sonst bei jeder edeln Anregung mit kühnem Fittich sich erhob, schien wenig Theil an unserer Unterhaltung zu nehmen, und als wir ihn endlich aus seinem dumpfen Hinbrüten aufwecken und in unser Gespräch ziehen wollten, sagte er etwas unwillig: „Der Gegenstand, worüber Ihr sprecht, kann mich heute nicht in Enthusiasmus versetzen, ich habe gerade heute Veranlassung gehabt, viel darüber nachzudenken, und es giebt Vergleichungen, die ihn seines Glanzes berauben."

„Seines Glanzes berauben?“ fragten wir Alle neugierig.

„Mein Bruder hat heute einer Begräbnißfeierlichkeit beigewohnt,“ sagte Karoline lächelnd, „und das hat ihn verstimmt.“

„Verstimmt?“ fragte Adelbert: — „das nun wohl eben nicht! ob aber nicht gerade bei dem Grabe, das ich heute zudecken sah, eine höhere Stimmung in mir entstehen mußte, als der Enthusiasmus für einen gepriesenen Helden? das wäre eine andere Frage.“

„Fast möchte ich fragen,“ sagte Fritz; „was verstehst Du unter höherer Stimmung? Ich begreife wohl, wie man niedergeschlagen werden kann, wenn man sieht, wie unbedeutend das Leben der meisten Menschen hinschleicht, wie diese Summe von Kraft durch erbärmliches Treiben und Sorgen der Alltäglichkeit in kleine Münze verwandelt und nichtswürdig verschleudert wird, daß sich am Grabe oft noch weniger sagen läßt, als an der Wiege, wo man doch wenigstens von frommen Hoffnungen schwatzen konnte — aber eine höhere Stimmung?“

„Und doch!“ erwiederte Adelbert fest, „oder glaubst Du, daß nur der äußere Glanz den Werth des Lebens und den Begriff der Größe bestimmt?“

„Du verirrst Dich in erbauliche Betrachtungen!“ entgegnete Fritz etwas spöttisch. —

„Und ich glaube,“ fuhr Adelbert fort, „wenn die Gräber reden könnten und die Geschichte wahr spräche, mancher unbekannte Name würde hoch glänzen und manche angestaunte Größe würde zusammensinken! — aber das ist es, die Erscheinung gilt Alles und liefert den Maaßstab!“

„Hm,“ sagte Konrad, „wenn nun der Mensch nicht

anders messen könnte, soll man deßwegen den Begriff der Größe aufgeben? Auch kümmert es mich wenig, ob die Geschichte wahr spricht oder nicht, genug, daß ich mich an dem Glauben der Wahrheit erwärme und erhebe."

„O ja!" rief Karoline, „das Zergliedern! wie ist es mir verhaßt! Das Herrlichste und Schönste wird in lauter Einzelheiten aufgelöst, von denen jede so unbedeutend aussieht, daß man erstaunt, wie es möglich war, von dem Ganzen hingerissen zu werden?"

„Ihr versteht mich falsch," sagte Adelbert ruhig, „eben darum, weil ich mit vollem Herzen achte, was wahrhaft achtungswerth ist, so muß mir das unerkannte und unbelohnte Verdienst höher erscheinen, als das gefeierte und gepriesene; so muß mir die Größe, die sich ohne Ruhm und ohne Belohnung aufopfert, heiliger erscheinen als die, welche Eure Helden, von Ehre und Ruhm gelackt, auf Kosten von Tausenden errangen. Was wären Eure Leonidas, Eure Cäsars, Eure Napoleons, ohne die tapfern Herzen gewesen, die ihr Blut für sie vergossen und deren Namen die Geschichte nicht nennt? Sie stehen hoch, aber ihre eigne Größe wird durch fremde, unerkannte emporgetragen, indeß das Verdienst, das nur durch sich selbst groß ist, im Dunkeln steht und seinen Namen nur in den Herzen weniger Freunde zurückläßt."

„So wahr das Alles ist," entgegnete Konrad, „so vermindert es doch die Bewunderung nicht, mit der ich die Thaten der Helden betrachte. Die wahre Würdigung des menschlichen Lebens gehört vor das Auge Gottes, der Mensch urtheilt nach dem, was zu seiner Kunde gelangt."

Adelbert. Das ist es eben! Wenn Du einen Menschen gekannt hättest, dessen Leben eine ununterbrochene Reihe heldenmüthiger Entsagungen, eine fortdauernde aufopfernde Liebe gewesen wäre, und Du ständest nun an seinem Grabe und sähest, wie unbemerkt und unbekannt solch ein großes Herz auf der Welt lebte und von der Welt schied, wie weder die Achtung seiner Zeitgenossen, noch der Dank der Nachwelt ihn aufmunterte und belohnte — könntest Du in einer solchen Stimmung die Gepriesenen und Berühmten noch so ungetheilt bewundern?

Karoline. Du spannst unsre Neugierde. Warst Du je in dem Falle?

Adelbert. Heute zum ersten Male in meinem Leben.

Fritz. Seltsam, lieber Bruder, man sagte mir, Du seist bei dem Begräbnisse eines Frauenzimmers zugegen gewesen.

Adelbert. Eben da!

Fritz. Man sagte, es sei eine alte Jungfer gewesen.

Adelbert. So ist es!

Konrad. Eine alte Jungfer? Bruder, Du gefällst Dir in Paradoxen! Frage die ganze Welt, ob es etwas Entbehrlicheres und Nutzloseres gibt, als solch ein zweckloses Wesen.

Adelbert. Sagt das die ganze Welt? Nun so sagt die ganze Welt wieder einmal etwas Triviales, das ein Mann, der sich nicht unter der Menge verlieren will, nicht nachsagen sollte.

Karoline. Und willst Du uns nicht erzählen, wodurch diese Unbekannte Deinem Herzen so theuer geworden ist?

Adelbert. Was könnte ich Euch zu erzählen haben! Eure Phantasie ist mit Riesenbildern angefüllt, und

das Leben meiner Verstorbenen war so still, so Tag für Tag langsam fortschreitend, keine einzige glänzende That erhob es, aber jeder Tag, jede Stunde war ein Triumph eines großen Herzens über ein unwürdiges Schicksal.

Karoline. Und Du traust uns nicht zu, daß wir das Große und Schöne auch ohne Glanz hochachten würden?

„Der Mann," fuhr Adelbert fort, „sucht seine Größe in Thaten und Wirken, die Größe des Weibes liegt in der Demuth und in der Geduld. Die Leidenschaften, die den Mann emporheben, sind nicht die edelsten. Ehrgeiz und Ruhmsucht sind gewöhnlich die Triebfedern, die ihn zu großen Thaten aufreizen. Das Weib aber wird nur durch Liebe und durch Glauben zur Heldin. Der Mann denkt ewig nur an sich und bezieht Alles auf sein Selbst; das Weib vergißt sich völlig über den Gegenstand, dem ihr Leben gewidmet ist. Wenn der Mann untergeht, so zieht er Mehrere in seinen Fall hinab; das Weib trägt allein, und wenn ihr die Last zu schwer wird, so bricht ihr Herz allein. — Und daher kommt es, daß sich die Thaten der Männer prunkvoll erzählen lassen. Sie entstehen plötzlich, sie bestimmen das Schicksal einer Familie, eines Volks, der Welt, und einzeln stehen sie da wie glänzende Meteore in düstrer Nacht, wie Grenzsteine an neuen Abtheilungen der Weltgeschichte; aber bei dem Weibe muß man das ganze Leben erzählen, mit allen seinen Kleinigkeiten, denn eben dadurch ward es groß, daß es vermögend war, eine lange Lebenszeit hindurch in diesem drückenden Kampfe auszuhalten.

„Sollte man glauben," sagte Karoline und zerdrückte

lächelnd eine Thräne in ihrem Auge, daß diese feurige Lobrede aus dem Munde eines Hagestolzen gehen könnte?"

Konrad. Ein Epigrammenfabrikant würde sie gerade daraus erklären.

Adelbert. Ich denke, so ein kleiner Mensch ist nicht unter uns. Aber Du erinnerst Dich, Karoline, daß ich einmal nahe daran war, diesen Titel abzulegen.

Karoline. Ich erinnere mich nur, daß wir es einmal glaubten, denn Du selbst hast uns kein Wort davon gesagt, und noch bis heute hat meine Neugierde umsonst nach dem Wesen geforscht, die den Philosophen mit der Welt aussöhnen konnte und ihn....

„Halt!" unterbrach sie Adelbert, „mit der Weltausgesöhnt? das war ich schon längst. So lange man noch Jüngling ist, mag es erlaubt sein, sich mit ihr zu zanken; aber wer den Streit länger fortsetzt, ist — wenigstens kein Philosoph. — Mir die kurze Zeit schöner zu machen, das, freilich das hätte sie wohl gekonnt!"

Adelberts unterdrückte Stimme und eine Thräne, die er umsonst zu verstecken suchte, verriethen seine Empfindung.

„Adelbert!" sagte Karoline und faßte seine Hand," „Deine schwermüthige Stimmung — die Thräne, die Du mir vergebens verbirgst — o sprich! wo lebt sie, wo ist sie!"

„Still! still!" sagte Adelbert und legte seine Finger auf Karolinens Lippen. Dann setzte er leise hinzu: „Ich komme von ihrem Grabe, sie ist bei Gott!"

„Bruder!" riefen wir Alle, und umfaßten ihn und drückten seine Hände, und Karoline fiel weinend an seine Brust.

Fritz. Du bist unter den Deinen Adelbert, willst Du Deinen Kummer immer in Dich verschließen?

„Erzähle uns von ihr," bat Karoline.

Adelbert drückte ihre Hand und sagte schwermüthig lächelnd: „Wirst Du sie dann lieb haben, Karoline?"

„Und Du zweifelst?"

„Wohlan denn!" fuhr Adelbert fort. „Ihr nennt mich verschlossen, und es ist wahr, ich spreche selten von dem, was meinem Herzen heilig ist. Mir scheint es, es könne Manches gar nicht, oder nur selten, zum Gegenstande des Gesprächs gemacht werden. Aber es sei! Ich fühle, es wird mir wohl thun, wenn ich Euch die Geschichte eines Mädchens erzähle, deren Leben unter Sorgen und Druck unbemerkt erloschen ist; deren Namen die Welt vergessen hat, die ich aber ewig wie eine Heilige achten und lieben werde, und deren Andenken ich auch in Eure Herzen legen möchte."

Wir setzten uns schweigend um ihn, und er begann:

Konstantia Hill war die älteste Tochter eines reichen Kaufmannes in S.... Ihr Vater war ein schlichter und gerechter Mann, der aber, wie fast alle Kaufleute, ja wie fast die ganze industriöse Generation unsrer jetzigen Zeit, Gelderwerb als den Zweck seines Lebens ansah. Er ließ seinen beiden Töchtern eine Erziehung geben, die seinen Vermögensumständen angemessen war, und die unter der unmittelbaren Leitung ihrer vortrefflichen Mutter stand. Sie waren beide noch Kinder, als sie das Unglück hatten, diese zärtliche Mutter zu verlieren. Ein Verlust, der, so wichtig er auch in der Zukunft für sie wurde, doch anfänglich keine bedeutenden Folgen für sie hatte, da ihre Erziehung den besten Händen anvertraut war. Im sechzehnten

Jahre traten ſie in die Welt. Der Ruf von den Reichthümern ihres Vaters, ihre Schönheit und die vollendete Erziehung, die ſie genoſſen hatten, räumten ihnen in allen Geſellſchaften den oberſten Platz ein. Man beeiferte ſich um ihre Gunſt. Man fand keinen Zirkel angenehm, in welchem ſie fehlten.

Konſtanzens jüngere Schweſter Julie war ſchöner, ſie beſaß jenes ungezwungene und einnehmende Betragen, welches die Herzen Aller gleich bei der erſten Bekanntſchaft feſſelt; ſie hatte das ſeltene Talent, ihre Kenntniſſe und Fertigkeiten geltend zu machen, ohne dadurch minder beſcheiden zu erſcheinen; ſie wurde daher Konſtanzen, deren ſtille demüthige Seele mehr in ſich verſchloſſen war und die deshalb für ſtolz galt, überall ſichtlich vorgezogen. Aber weit entfernt, daß ſich das fromme Mädchen dadurch hätte gekränkt fühlen ſollen, erhob ſie ſelbſt ihre Schweſter weit über ſich, und ſah in dem Vorzuge, den man ihr gab, nur eine gerechte Anerkennung der vortrefflichen Eigenſchaften, die ſie ſelbſt an ihr bewunderte. Doch machte ſie das Bewußtſein, ihre jüngere Schweſter ſei ihr in Allem unendlich überlegen, noch ſtiller und ſchüchterner, und es war ſchwer, ſo vertraut mit ihr zu werden, daß ſie dieſe Schüchternheit ablegte.

Unter den jungen Herren, die in allen Geſellſchaften vorzüglich Julien umringt hielten, war ein, dem Anſchein nach, ſehr liebenswürdiger Jüngling. Er bewarb ſich eifrig um ihre Gunſt, ſie zeichnete ihn vor allen Uebrigen aus; er geſtand ihr, daß das Glück ſeines Lebens in ihren Händen läge, und es gelang ihm, Juliens Liebe zu erhalten. Mit der reinſten Freude nahm Konſtanze an dem Glücke ihrer Schweſter Antheil. Der junge Mann ward von der ganzen Stadt glücklich geprieſen und beneidet, aber gewohnt, Alles mit kaufmänniſcher Vorſicht zu be-

treiben, wollte er die Glückwünsche seiner Bekannten nicht eher annehmen, bis er von Juliens Vater wegen der Mitgabe seiner Tochter Gewißheit erhalten hätte. Er wußte, der alte Hill hatte in den letztern Jahren beträchtlichen Verlust erlitten, und ungeachtet man ihn noch immer für sehr reich hielt, so glaubte doch der vorsichtige Freier, man könne nicht behutsam genug gehen. Eine Verbindung aus bloßer Neigung war in seinen Augen eine unverzeihliche Thorheit.

Die Unterhandlungen mit Juliens Vater hatten nicht den gewünschten Erfolg. Der alte Hill erklärte mit Offenheit, er könne seiner Tochter nur eine kleine Summe als Mitgabe auswerfen, der junge Mann bestand auf einer ungleich größern, die er für nothwendig hielt, um seine Geschäfte weiter auszubreiten und seiner künftigen Familie Unterhalt und Bequemlichkeit zu sichern. Der Handel um Julien, — denn was war es anders? — zerschlug sich. Der Vater kündigte es seiner Tochter selbst an. Er stellte ihr vor, daß er, ohne an ihrer ältern Schwester im höchsten Grade ungerecht zu handeln, die Forderung des jungen Mannes nicht bewilligen könne. Julie war außer sich, aber sie war eine gute Tochter, sie liebte Konstanzen zärtlich, sie erschrak vor dem Gedanken, ihr Glück auf Kosten dieser geliebten Schwester zu gründen, und versprach, sich dem Willen ihres Vaters unbedingt zu unterwerfen.

Konstanze erfuhr Alles. Sie drang mit den rührendsten Bitten in ihren Vater, dem Glücke ihrer Schwester nicht hinderlich zu sein, sie beschwor ihn, er solle auf sie keine Rücksicht nehmen, sie betheuerte, sie könne nur dann glücklich sein, wenn sie ihre Schwester glücklich sähe. Der Vater drückte sie mit Thränen der Freude an sein Herz, aber sein gerechter Sinn blieb un-

erſchütterlich. Je mehr er den edeln Charakter ſeiner Tochter kennen lernte, deſto mehr hielt er es für ſeine Pflicht, für ihr Schickſal zu ſorgen.

Der junge Mann, der ſeine Liebe ſo glücklich mit ſeinem Kalkül zu verbinden gewußt hatte, zog ſich zurück. Julie kämpfte mit einer Leidenſchaft, die ſchon zu mächtig geworden war. Still und in ſich gekehrt floh ſie jetzt alle Geſellſchaften; die Freuden der Welt ſchienen ihre reizenden Farben für ſie verloren zu haben. Ein Jahr war vergangen. Sichtbar welkte Julie hin. Eine immerwährende Kränklichkeit zehrte an ihrem Leben. Sie verrieth Niemand die Urſache derſelben, der Name des Jünglings ging nie über ihre Lippen; aber konnte Konſtanzen die Quelle dieſer Leiden verborgen bleiben? Vergebens hatte ſie ihren Vater bisher mit Bitten beſtürmt, er war unbeweglich geblieben. Jetzt wiederholte ſie dieſe Bitte noch dringender; ihr Herz war von dem Gedanken zerriſſen, daß ihre geliebte Schweſter bloß ihretwegen ſo unglücklich werden ſollte. Sie ſtürzte ſich zu den Füßen ihres Vaters, und gerührt von dem beharrlichen Edelmuthe ſeines Kindes, ängſtlich über den hinwelkenden Zuſtand Juliens, vielleicht auch geleitet von der Hoffnung eines anſehnlichen Gewinns, den ihm eine eben unternommene Spekulation verſprach, gab er endlich nach. —

Die zerriſſenen Bande wurden wieder angeknüpft, der junge Mann kam, er war wieder ſo zärtlich, ſo liebenswürdig wie ehemals. Mit ihm kehrte die Geſundheit Juliens und die Heiterkeit der ganzen Familie zurück.

Mit frohlockender Seele fiel Konſtanze auf ihre Knie und dankte Gott, daß er ihren Bitten Kraft gegeben habe. Sie betete für das Glück ihrer Schweſter, der ſie Alles freudig auf-

geopfert hatte. — An ſich dachte das edle Mädchen nicht! Und als ſie ihre Schweſter zum Traualtare begleitete, klopfte ihr Herz noch höher für Wonne und für Freude auf, als das Herz der Braut, die ſich nun, nach ſo vielen Schwierigkeiten, mit dem Manne verbunden ſah, deſſen Beſitz ihr lieber als ihr Leben geweſen war.

Ein halbes Jahr war verfloſſen, und Konſtanze bemerkte, daß Juliens Auge oft umwölkt war, daß ihre vorige Lebhaftigkeit von Tage zu Tage verſchwand, daß ſie etwas auf dem Herzen trug, was ſie den Blicken ihrer Schweſter zu verbergen ſuchte. Konſtanze war zu beſcheiden, um in das Innere der häuslichen Lage Juliens einzudringen, aber nur zu bald ward ſie damit vertraut. Ihr Schwager war nicht der Mann, der im Stande war, den Gegenſtand ſeiner Achtung und Liebe glücklich zu machen. So liebenswürdig ſein Betragen gegen Fremde war, ſo mürriſch und übellaunig war er in ſeinem Hauſe. Juliens zarte Empfindlichkeit wurde durch dieſe üble Stimmung unaufhörlich verletzt; es kam zu Streitigkeiten, die zwar oft durch Verſöhnungen beigelegt wurden, die aber immer häufiger und immer bitterer wieder eintraten. Konſtanze litt unbeſchreiblich.

In dieſer Zeit war es, wo ich das edle Mädchen kennen lernte. Meine Geſchäfte riefen mich oft in das Haus ihres Vaters, der Mann gewann mich lieb, ich ward in die Geheimniſſe der Familie eingeweiht. Ich ſah Konſtanzens tiefes Leiden über das unglückliche Loos, das ihrer Schweſter geworden war; aber ihre fromme, auf Gott vertrauende Seele hörte nicht auf zu hoffen und in demüthiger Geduld eine beſſere Zukunft zu erwarten. Von der nahen Niederkunft ihrer Schweſter verſprach

sie sich viel, sie hoffte, das Vatergefühl würde ihrem Schwager eine bessere Stimmung geben, und ihre arme Julie würde als Mutter einen Ersatz für das finden, was sie als Gattin verloren hatte. An diese Hoffnung hielt sie sich fest und tröstete auch ihre Schwester damit, wenn sie muthlos wurde, und dann und wann den Gedanken einer Scheidung zu äußern wagte. Aber warum hatte das Schicksal beschlossen, alle Hoffnungen, auf welche die fromme Seele baute, zu vernichten? Die so sehnlich erwartete Niederkunft erfolgte. Julie ward gefährlich krank, ihr so sehr gereiztes Nervensystem unterlag. Gott schied sie von einem Manne, der ihrer nicht werth war. — Sie starb. Ihr Kind folgte ihr wenig Wochen darauf nach. —

Konstanze stand am Grabe dieser geliebten Unglücklichen, für die sie ihr künftiges Schicksal aufgeopfert hatte. Und wie war diese Aufopferung belohnt worden! Stiller Gram und ein früher Tod waren das Loos der armen Julie geworden. Ich war Zeuge von Konstanzens tiefem Schmerze, aber ich sah auch das heilige große Vertrauen, mit welchem sich das fromme Mädchen in die Arme der Religion flüchtete. Ja, sie war es, und dankbar werde ich immer mich dessen erinnern, sie war es, die mich durch ihr Beispiel belehrte, die Religion sei nicht bloß Mittel zur augenblicklichen Erhebung, nicht bloß göttliche Poesie, sondern ein fester Stab auf mühsamem Wege, ein sichrer Anker zur Zeit des Sturms. Eine selige Ueberzeugung! der große Gewinn, den uns die Widerwärtigkeiten des Lebens zuführen!

Konstanze glaubte, der Tod ihrer Schwester sei das Härteste, was ihr das Schicksal aufgelegt habe. Glücklicher Irrthum, der uns die Zukunft immer in schönern Farben darstellt als die Gegenwart! Juliens Tod war nur der erste bittere Tropfen aus dem Kelche, den Konstanze leeren sollte.

Die kaufmännische Lage ihres Vaters fing an, von Tage zu Tage mißlicher zu werden. Jene Spekulation, die ihn hauptsächlich zu der raschen Einwilligung in Juliens Verheirathung vermocht hatte, verunglückte völlig. Er gerieth in ein Labyrinth von Sorgen und Mühseligkeiten, das nur einen traurigen Aus-

gang versprach. Mit kluger Vorsicht hatte sich sein Schwiegersohn gleich nach Juliens Tode von einer Familie zurückgezogen, deren Umgang ihn an eine lästige Dankbarkeit erinnerte. Eine noch reichere Heirath tröstete ihn bald über Juliens Verlust, und Konstanze war zu stolz, von den Händen eines Mannes Hülfe zu suchen, dessen gemeine Denkungsart sich in allen seinen Handlungen bewährte. Auch erlaubte ihr das zärtliche Andenken an ihre geliebte Schwester nicht, mit ihm, den sie für die einzige Ursache ihres Kummers und ihres frühen Todes ansah, in verwandtschaftlichen Verhältnissen fortzuleben.

Ein Kaufmann, der nichts Höheres kennt, als Gewinnst, der nach Zahlen berechnet werden kann, und der gewohnt ist, sich und sein ganzes Leben nach Prozenten anzuschlagen, ist das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne, wenn ihm seine Plane mißglücken. Der alte Hill war in diesem Falle. Gesundheit und Muth verließen ihn. Mit Furcht und Schrecken sah er dem Schiffbruche seines Vermögens entgegen, und die Vorstellung von dem hülflosen Zustande, in welchem er sein einziges Kind hinterlassen würde, zehrte an seinem Leben und quälte ihn mit unaufhörlichen Vorwürfen über den Mangel väterlicher Gerechtigkeit, daß er den Bitten seiner großmüthigen Tochter nachgegeben habe. Aber mit welcher Zärtlichkeit, mit welcher edeln Standhaftigkeit bemühte sich dies vortreffliche Mädchen, die Leiden ihres Vaters zu erleichtern. Mit blutendem Herzen zwang sie sich oft zur Heiterkeit, um den gesunkenen Muth ihres Vaters wieder aufzurichten, mit ängstlicher Sorgfalt führte sie das sparsame Hauswesen fort und versagte sich mit Freuden jeden Aufwand, an welchen sie von Jugend auf gewöhnt war. Durch diese treue Hülfe ward es dem guten alten Manne möglich, eine Zeitlang über Krankheit und Unglück zu triumphiren und sich durch die drückendsten Handlungsverlegenheiten durchzukämpfen; endlich aber kam sie doch, die unglückliche Stunde, der er so angstvoll entgegengesehen hatte — er ward bankrott.

Eine schwache Hoffnung, sein zertrümmertes Vermögen

mit Hülfe einiger Verbindungen, die er in Frankreich hatte, wieder herzuſtellen, bewog ihn, dorthin zu gehen. Konſtanze wünſchte ihn zu begleiten, aber er konnte es nicht über ſein Herz bringen, ſeine Tochter den Beſchwerlichkeiten einer Reiſe, die in dürftigen Umſtänden und mit ſo ungewiſſen Ausſichten unternommen wurde, auszuſetzen. Er vertraute ſie alſo dem Schutze einer Tante, einer Wittwe, die durch ihre gute Penſion und vorzüglich durch eine ſehr ausgebildete Tugend der Sparſamkeit in Stand geſetzt wurde, in einem kleinen Landſtädtchen eine recht anſehnliche Rolle zu ſpielen. Ihre geſunde, weder durch Liebe, noch durch Kummer, noch durch irgend eine andere Empfindung geſchwächte Konſtitution gab ihr in einem Alter von beinahe ſechzig Jahren noch alle Kraft, nicht nur ihrem eigenen Hausweſen rüſtig vorzuſtehen, ſondern ſich auch in die Geſchäfte und Angelegenheiten Anderer zu miſchen; und da ſie ihren Morgen- und Abendſegen pünktlich las und keine Kirche verſäumte, ſo glaubte ſie ein ungezweifeltes Recht zu haben, ihre eignen Tugenden zu preiſen und die Aufführung Anderer nach Belieben zu bekritteln. Sie nahm die unglückliche Konſtanze bloß deßwegen in ihr Haus auf, um Jedem, der ſie beſuchte in ihrer Gegenwart erzählen zu können, wie gut ſie dem armen Mädchen da wäre, und wie ſehr ſie ſich ſeiner annähme!

Mit demüthiger Ergebung ertrug Konſtanze dieſe für ihr empfindliches Herz ſo harte Kränkung. Andere Umſtände in ihrer jetzigen Lage ſchmerzten ſie noch weit tiefer. Ihre Tante hatte den höchſten Widerwillen, ja, man konnte faſt ſagen, Abſcheu gegen Lektüre und Muſik, und doch war das die einzige Erholung Konſtanzens, das einzige Mittel, ihren unter dem Drucke ſo vieler Trübſale gebeugten Geiſt zu ſtärken und zu erheben. Ihr Vater hatte mit zärtlichſter Beſorgniß eine auserleſene Bücherſammlung und ein vortreffliches Inſtrument für ſie gerettet; aber kaum hatte ſie ein Buch in die Hand genommen, kaum zu ſingen oder zu ſpielen angefangen, ſo erhob ſich eine Strafpredigt der Tante über gelehrte Frauenzimmer, die ihre Väter an den Bettelſtab gebracht hätten und von der Gnade

ihrer Anverwandten leben mußten — und Konſtanze floh mit zerriſſenem Herzen von ihrem Flügel und flüchtete ſich in den einſamen Winkel ihrer Kammer, um ihren Schmerz durch Thränen zu erleichtern. So vergebens ihr Beſtreben auch war, durch ein demüthiges Betragen, durch kleine Dienſtleiſtungen, durch eine immerwährende Aufmerkſamkeit auf alle ihre Launen das Wohlwollen dieſer Frau zu gewinnen, ſo fuhr ſie doch ununterbrochen darin fort, weil ihr dankbares Herz ſich einer Perſon verpflichtet hielt, von deren Mildthätigkeit ſie nun einmal abhing.

Mehrere Jahre waren ihr ſchon unter dieſem harten Druck verfloſſen, und noch zeigte ſich keine Ausſicht zu einer glücklichen Veränderung. Das Schickſal ihres Vaters hatte ſich nicht gebeſſert, die Hoffnung zu ſeiner Zurückkunft, auf welche die arme Konſtanze wie auf ihre Erlöſung gerechnet hatte, verſchwand endlich ganz. In dieſer unglücklichen Periode ſchrieb ſie einen Brief an ihren Vater; ſie ſchilderte ihm, doch mit möglichſter Schonung, um den Unglücklichen nicht noch tiefer zu kränken, die traurige Lage, in der ſie ſich ſchon ſo viele Jahre befunden hatte, und bat ihn um die Erlaubniß, ihre Tante verlaſſen zu dürfen. Sie wollte durch Unterricht junger Frauenzimmer in weiblichen Arbeiten, in Muſik und Sprachen, ihren Unterhalt zu erwerben ſuchen. Auf dieſen mit dem kindlichſten Vertrauen geſchriebenen Brief erhielt ſie eine Antwort, deren Inhalt ich erſt nach dem Tode dieſes unglücklichen Mannes erfuhr.

Ich kam von meinen Reiſen zurück. Die traurige Lage der Hill'ſchen Familie war mir bekannt. Das Bild der frommen Konſtanze hatte mich überall begleitet. Ich beſchloß, ſie aufzuſuchen.

Viele Jahre waren verfloſſen, ſeit wir uns nicht geſehen hatten. Die Schickſale, die meine unglückliche Freundin erlebt hätte, waren nicht von der Art geweſen, daß ſie ihre Perſon und ihr Betragen vervollkommnen konnten. Ich fand ſie auffallend verändert, und wie wäre es möglich, daß ſelbſt das gebildetſte Frauenzimmer in ſolchen Umgebungen leben könnte, ohne an

ihren Reizen und Annehmlichkeiten zu verlieren! Die unerwartete Vergröberung ihrer Sprache und ihres Betragens erschreckte mich Anfangs, aber bald bemerkte ich, daß noch dieselbe geistvolle Zärtlichkeit, dieselbe Feinheit der Seele in ihr wohnte, die ich ehemals an ihr bewunderte. So sieht eine schöne Statue aus, die lange allen Angriffen einer bösen Witterung ausgesetzt war, die äußere Politur ist verschwunden, aber jene höhere Vortrefflichkeit ist geblieben, welche kein Einfluß eines ungünstigen Himmels zu zerstören vermag. — Sie nahm meinen Besuch mit jenem Uebermaaß der Dankbarkeit auf, womit liebenswürdige Unglückliche unerwartete Gefälligkeiten ihrer Freunde zu vergelten bemüht sind. Sie erzählte mir einfach, ohne Uebertreibung, selbst ohne Klagen, ihre unglücklichen Schicksale. Ich sprach von Veränderung, ich machte ihr Hoffnung, sie in das Haus einer meiner Verwandtinnen zu bringen, ich suchte sie von meiner innigen Theilnahme, von meiner unbegrenzten Hochachtung zu überzeugen. Ihr Auge glänzte vor Freude, aber auf einmal brach sie in Thränen aus und verließ mich. Kurz darauf kam sie zurück. Sie hatte eine Brieftasche in ihrer Hand, sie gab mir zwei Briefe und sagte mit Thränen: „Sehen Sie hier selbst, warum ich Ihr gütiges Anerbieten nicht annehmen darf."

Ich las. Das erste dieser Papiere war die Abschrift jenes Briefs, den Konstanze an ihren Vater geschrieben hatte, der zweite enthielt seine Antwort. Der unglückliche Greis war durch den Verlust seines Vermögens, durch die Vorwürfe, die er sich über Konstanzens Unglück machte, durch die fürchterliche Vorstellung, daß dieses edle Mädchen durch Armuth und Hülflosigkeit der Verführung bloßgestellt wäre, und am Ende vielleicht zur Liederlichkeit und Verworfenheit herabsinken könnte, offenbar in eine Geisteszerrüttung gefallen. Der Ton seines Briefes verrieth das nur zu deutlich. Er war verworren, abgebrochen, mit der höchsten Leidenschaft geschrieben. Er beschwor, er befahl Konstanzen bei ihrer Tante zu bleiben, er drohte ihr, im Fall sie diesen letzten väterlichen Befehl übertreten würde, mit seinem

Fluche, ja, seine Verwirrung war sogar so weit gegangen, diesen Fluch in den schrecklichsten, herzzerreißendsten Ausdrücken niederzuschreiben, und gleich darauf nahm er den rührendsten Abschied von seiner Tochter, segnete sie für ihre treue Liebe und tröstete sie auf ein fröhliches Wiedersehen in der Welt des Friedens und der Ruhe.

Gerührt von dem Wechsel menschlicher Schicksale, gab ich Konstanzen den Brief zurück. Ich stellte ihr vor, wie unrecht sie thäte, auf die leidenschaftlichen Worte eines alten Mannes, den Unglück und Krankheit seiner Besinnung beraubt hätten, so viel Gewicht zu legen. Aber vergebens waren alle meine Vorstellungen. „Was mir mein Vater befahl," sagte das fromme Mädchen, „geschah immer aus Liebe zu mir, ich bin ihm im Leben stets gehorsam gewesen, versuchen Sie nicht, mich seiner Asche untreu zu machen."

Der entschlossene Ton, womit sie dies sprach, das ruhige, obgleich in Thränen schwimmende Auge, womit sie mich ansah, überzeugten mich von der Festigkeit ihres Entschlusses, aber ich gab noch nicht alle Hoffnung auf. Hingerissen von so viel Edelmuth, legte ich alle Zurückhaltung ab, ich gestand ihr, daß ich sie von dem ersten Augenblicke unserer nähern Bekanntschaft an bewundert, verehrt, geliebt hätte, ich faßte ihre zitternde Hand und fragte sie, ob sie nicht mein Schicksal mit mir theilen, mich durch den Besitz eines so vortrefflichen Herzens glücklich machen wolle. —

Sie wendete sich von mir ab, ein Strom von Thränen stürzte über ihre blassen Wangen, sie kämpfte mit sich selbst, aber nur wenige Minuten, dann kehrte sie sich wieder zu mir. Sie sprach gefaßt, wiewohl mit gebrochenem Herzen: „Nein, mein gütiger Freund, ich kann, ich darf Sie nicht in mein unglückliches Schicksal verflechten; so viele Mühe ich mir auch immer gegeben habe, Menschen glücklich zu machen, es ist mir nie gelungen. Jetzt darf ich das weniger als je hoffen. Das Unglück hat mich sehr verändert. Ich hatte ehemals ein Herz voll Liebe und Freude! o mein Freund! jetzt ist es mir oft, als

wenn mein Herz zu Stein geworden wäre, ich liebe nichts, ich wünsche nichts, ich sehne mich nach nichts, als — nach dem Tage meiner Erlösung.“

Diese Worte, mit der Miene der tiefsten Wahrheit ausgesprochen, raubten mir auf einen Augenblick allen Muth, ihr zu antworten. Und um meine Verwirrung vollkommen zu machen, trat jetzt die alte Tante in unser Zimmer.

Diese widerliche Person, die ihre gemeine Natur hinter ein Betragen voll affektirter Würde und kleinstädtischer Komplimente zu verbergen suchte, gab sich alle Mühe, mich angenehm zu unterhalten. Mit pöbelhaftem Scherz sprach sie von dem blassen Aussehen meiner Freundin, das sie ihrem einsamen Leben zuschrieb, und wie unrecht sie thät', sich darüber zu grämen, daß sich noch keine Partie für sie gefunden habe, da sie doch in ihrem Hause mit so viel Güte und Wohlthat überhäuft würde. Konstanze entfernte sich, und ich nahm kurz darauf auch die Gelegenheit wahr, mich von dieser unangenehmen Gesellschaft loszumachen.

Als ich zu Hause angekommen war, erhielt ich ein Billet von Konstanzen. Sie dankte mir mit den herzlichsten Ausdrücken für meine Theilnahme an ihrem Unglück und für die großmüthige Liebe, mit der ich ihr eine Veränderung ihrer Lage angeboten hätte, aber sie bat mich, ich möchte sie nie wieder besuchen. Sie suchte mich über ihr Schicksal zu beruhigen, sie machte sich Vorwürfe, daß sie mir ihre Lage so traurig geschildert hätte, sie wiederholte ihren Vorsatz, standhaft den Befehlen ihres Vaters treu zu bleiben, nur bat sie mich, ich möchte sie nie wieder auf eine so harte Prüfung stellen, sie nie wieder einem so schmerzlichen Kampfe mit sich selbst aussetzen, wie ihr mein heutiger Antrag verursacht hätte. Meine Freundschaft, sagte sie, sei das Einzige, was ihr auf dieser Welt theuer sei, und der Gedanke, daß noch ein Mensch lebte, der sie einst in glücklichen Zeiten geliebt und in ihrem Unglücke nicht verkannt hätte, mache ihr Muth, Alles getrost zu ertragen, was die Vorsehung über sie beschlossen habe.

Ich ſah ſie nun nicht wieder, aber unſer Briefwechſel dauerte einige Jahre fort. Sie gab mir immer tröſtende und beruhigende Nachrichten, ſie klagte nicht, ſie murrte nicht, ſie trug gelaſſen und groß wie eine Heldin.

Vor ungefähr acht Tagen kam eine alte Aufwärterin in der Dämmerung zu mir und brachte mir ein Billet. Nothwendige Geſchäfte verhinderten mich, es ſogleich zu leſen. Erſt den andern Morgen fiel es mir wieder in die Hände. Ich öffnete es. Es war von Konſtanzen, aber mit unleſerlicher Hand geſchrieben. „Endlich, mein theuerſter Freund," ſchrieb ſie, „iſt die Ausſicht zu einer baldigen Veränderung meines Schickſals da, ich werde eine weite Reiſe antreten, ich wünſchte ſehr, Sie vorher noch einmal zu ſprechen, und ich hoffe von Ihrer Güte, Sie werden mir dieſen Wunſch nicht verweigern."

Voll Erſtaunen, wie Konſtanze hierher komme, und neugierig, das frohe Ereigniß zu erfahren, das eine ſolche Veränderung bewirkt hätte, eile ich in das angegebene Haus. Die alte Aufwärterin kommt mir auf dem Vorſaale entgegen. Ich frage nach Konſtanzen. Sie führt mich leiſe in eine ſchwach erleuchtete Kammer, ſie ſchlägt die Vorhänge von einem Bette zurück; ich trete hinzu, ich ſehe Konſtanzen abgezehrt und todtenbleich dem Augenblick ihrer Erlöſung entgegenharren. Sie ward meine Beſtürzung gewahr. Mit etwas unverſtändlicher, aber ſanfter Stimme ſagte ſie: „Freuen Sie ſich mit mir, mein Freund, daß es der Weisheit Gottes gefällt, mich meiner Laſten zu entledigen und in ſein ſeliges Reich aufzunehmen." Ich reichte ihr meine Hand, ſie drückte ſie ſchwach. Die Aufwärterin erzählte mir, eine Prozeßſache habe die Tante bewogen, hierher zu reiſen. Die üble Witterung und die ungewohnten Strapatzen hätten meiner Freundin dieſe Krankheit zugezogen. Ich ſprach von der Hoffnung ihrer Wiederherſtellung, aber eine ſchnelle Röthe flog über ihr abgezehrtes Geſicht, und ſie erwiederte heftig: „Können Sie wirklich ſo grauſam ſein, meine Wiederherſtellung zu wünſchen?"

Hierauf ſprach ſie ſanfter: „Ich bin Ihnen noch einen

Beweis meiner Liebe und meiner Achtung schuldig. Ich setze Sie zu meinem Erben ein. Schätze," sagte sie schmerzhaft lächelnd, „habe ich freilich nicht; mein ganzes Eigenthum ist hier in diesem kleinen Koffer. Meine Sachen gehören meiner Tante, denn von ihrer Güte habe ich sie erhalten; aber meine Papiere, die Briefe von meinem unglücklichen Vater und die Aufsätze, die ich zu meiner Erheiterung niedergeschrieben habe, diese vermache ich Ihnen. Lassen Sie mein Andenken nicht in Ihrem Herzen erlöschen. Ich danke Gott, daß an meinem Sterbebette noch ein Mensch steht, der mich wahrhaft liebt. Und nun noch eine Bitte," fuhr sie fort, „besorgen Sie mein Begräbniß, lassen Sie mich an der Seite meiner geliebten Schwester ruhen." —

Ich versprach ihr Alles. Ich hielt ihre abgezehrte kalte Hand in der meinigen und benetzte sie mit meinen Thränen. „Nun, so wäre denn mein Haus bestellt," sagte sie freudig, „und ich scheide von der Welt mit Dank und Liebe."

Sie sank, vom Sprechen ermattet, auf ihr Kissen zurück. Sie fiel in einen sanften Schlummer, ihre Hand zuckte leise in der meinigen und — sie hatte vollendet. —

Wir saßen still und gerührt um unsern Bruder. Karoline weinte. „Warum," rief Fritz, „mußte diese Blume auf so fremdem Boden verschmachten?" Aber Adelbert sagte tief gerührt: „Ich vergesse sie nie, so lange ich lebe!"

Ende des fünften Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

August Mahlmann's

sämmtliche Schriften.

Nebst

Mahlmann's Biographie.

Sechster Band.

Dramatische Schriften. I.

Leipzig,
Verlag von F. Volckmar.
1840.

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister. (Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel.) 1

Marionettentheater:

Der bezauberte Prinz oder des Doktor Pandolfo Begräbniß und Auferstehung. (Eine Posse in drei Aufzügen.) 85

Prolog.

Noch einmal, du Kind einer heitern Stunde,
Noch einmal hinaus in die lachende Welt!
Mache du fröhlich die fröhliche Runde,
Stehst du mit Scherz und mit Lachen im Bunde,
Bist du gewiß, daß dein Kommen gefällt.

Zu dem Verfasser der großen Hussiten
Gehe du freundlich mit zierlichen Schritten,
Sag' ihm: „Ueber Niobe's Schmerzen
Werd' ich nicht scherzen,
Denn wo das ewige Schicksal den Menschen erreicht,
Mit mächtigem Arme ihn niederbeugt,
Da ist ein Tempel, da steht ein Gott,
Da schweigt der Witz, da verstummt der Spott;
Aber das sentimentale Weh
Der Naumburger modernen Niobe? —

Gibt es doch bei allen Soupers
Ein Dutzend solcher Niobe's!
Sie schwärmen und rasen
In zärtlichen Phrasen,
Sie seufzen und weinen,
Man sollte wohl meinen,
Daß es zum traurigsten Ende ginge;
Doch kaum ist das Pfützchen aus den Augen heraus,
So setzen sie sich nieder zum Abendschmaus,
Und sind wieder lustig und guter Dinge. —
Verzeihe mir's Gott und du großer Mann!
Daß ich den Spott darüber nicht lassen kann!
Und Laokoon? O Herr und Meister
War der auch ein sächsischer Viertelsmeister?"

Allen Schulen und allen Schulmeistern,
Allen zwölftausend erhabenen Geistern,
Die alphabetisch Herr Meusel uns nennt,
Mache gebührend dein Kompliment;

Und will hie und da ein Kritikasterlein
Kläffen und schrein,
So störe du nicht die Freude sein!
Rührt sich ja Jedes nach eigener Weise,
Die Nachtigall schlägt, es zwitschert die Meise,

Und das kleine drollige Fröschlein hält
Sein Gequak für die schönste Musik der Welt.

Auch die unzähligen zärtlichen Seelen,
Die sich den Jammer zum Labsal erwählen,
Mit Ach und Weh und Thränenvergießen
Sich das arme Bißchen Leben versüßen,
Die überlasse du allzumal
Ihrer süßen Herzensweide,
Ihrer wunderseligen Qual,
Ihrer kurioſen naſſen Freude;
Mögen die armen Thiere heulen und schrei'n —
Lachen kann doch nur der Menſch allein!

Vorrede.

Erstes Kapitel.

Der Gasthof zum gekrönten Poeten.

Man weiß, daß ein großer Gelehrter seine unsterblichen Entdeckungen bloß einem Apfel zu verdanken hatte, der ihm zu rechter Zeit auf die Nase fiel. Ein Anderer ward von einem Leichdorn auf der kleinen Fußzehe so entsetzlich gepeinigt, daß er ein Buch über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens schrieb, welches in alle todte und lebendige Sprachen übersetzt wurde. Ein Dritter hatte beide Ohrläppchen erfroren und erlangte dadurch die Ehre, Mitglied einer berühmten Akademie zu werden. Ein Vierter hatte sich den Magen mit Kartoffeln überladen, und bekam dadurch eine Sentimentalität, die ihn zum Liebling aller Damen machte. Dahingegen wieder viele Andere durch übertriebene Hitze im Kopfe und allzu große Leere im Magen zu sonderbaren Ehren und Würden gelangt sind. —

Daraus ergibt sich nun, was erfahrne Leute ohnehin wissen, daß bei großen Geistern Alles bedeutend ist, und daß man Ursache hat, mit vollem Rechte verdrießlich zu sein, wenn ein Autor nicht umständlich erzählt, wie er sich den Zufall, ein Buch zu machen, zugezogen habe.

Soliden Leuten muß man sich gefällig bezeigen, zumal wenn von nichts Geringerem, als der Entstehung eines Kunstwerks die Rede ist, welches, seiner hohen Vortrefflichkeit wegen, so allgemeine Bewunderung verdient, wie das vorliegende; und ich halte es für die angenehmste Pflicht meines Lebens, im Angesicht von ganz Europa zu erzählen, daß drei Dinge, wovon schon jedes einzeln einen honneten Mann zu außerordentlichen Aeußerungen bringen muß, die Entstehung dieses unsterblichen Produkts veranlaßten. Eine Leichenpredigt, eine Reise nach B*** und eine entsetzliche Geistererscheinung im gekrönten Poeten!

Eine Leichenpredigt? Ja wohl! und zwar eine recht lange, rührende, thränenreiche, bei der ich, weil ich nun einmal ein Mann bin, der Lebensart besitzt, nicht wohl wegbleiben konnte. Ich dachte: so ein Ding geht vorüber und ist im Grunde komisch genug. Ich hatte aber Unrecht. Eine halbe Erbärmlichkeit ist komisch, aber eine totale Jämmerlichkeit verstimmt. Es half mir nichts, daß ich mich in die Postchaise warf. Die heulenden Töne des Rührenden und das korrespondirende Winseln der Ge-

rührten hatten mir für den ganzen Tag meine frohe Laune genommen.

Es war neun Uhr Abends, als ich vor dem Thore von B*** hielt. Der Postillon schwang seine Peitsche zu einem kräftigen Knall, weil ihm seine gefrornen Lippen den Dienst des Blasens versagten. Endlich, dem Himmel sei Dank! knarrt das Thor, ein Licht kommt auf uns zu, eine klägliche Stimme fragt nach meinem Namen. Ich nenne ihn. Nach meinem Charakter. Ein Freund der Humanität. „Armer Herr!" seufzte die Stimme, die einem Goliath vom abgedankten Korporal zugehörte, „schlechtes Wetter! üble Wege! Die vielen Transporte vom groben Geschütz haben sie grundböse gemacht!" — „Schon gut, Herr Thorschreiber, machen Sie nur, daß wir fortkommen!" — „Was eilen Sie so, mein werthester Herr? Sie kommen zu spät, nun ist's ja doch vorbei!" — „Vorbei? was denn?" — Die klägliche Stimme antwortete, aber ich verstand es nicht. Der Postillon fuhr fort.

„Ich wette darauf, Der hat heute auch eine Leichenpredigt gehört!" sagte mein Begleiter. — „Leicht möglich! aber auch ohne Leichenpredigten ist unsere vortreffliche Aufklärung so fruchtbar, daß sie alle Tage empfindsame Menschen ausheckt, und ist es ein Wunder, daß sie end-

lich bis zu den Thorschreibern durchgedrungen ist, und sich unter den Visitatoren ausbreitet?"

„Nee, lieber Herr!" sagte der Postillon, „der arme Teufel wird wohl das Ding gesehen haben, das sie in der Komödie spielen." — „Was für ein Ding?" — „Ja, Unser einer weiß das nicht, aber sie sollen's aus Naumburg haben." — „Aus Naumburg? ein Trauerspiel?" — „Was kümmert's mich, beschreiben kann ich's nicht, ich denke aber doch, es muß so etwas sein wie Meerrettig und Zwiebeln, weil's den Leuten 's Wasser so gewaltig in die Augen treibt."

Ich wollte weiter fragen, — aber der Gasthof zum gekrönten Poeten lag vor uns; der Postillon lenkte hinein.

Ich kann wirklich den gekrönten Poeten empfehlen. Es herrscht in dem Hause ein recht delikater Ton und eine bewunderungswürdige Freimüthigkeit. Der Wirth, mein alter Freund, ist ein dicker Mann bei der Stadt, der seine Pfeife nicht leicht ausgehen läßt, seinen Kalender fleißig studiert und dem Hamburger Korrespondenten jeden Druckfehler nachweisen kann. Er heißt Herr Kommerzienrath Floskel. Seine Frau ist ein mageres Hausmütterchen, das recht viel spricht, und zwar von dem lieben Gott recht viel Gutes und von den Menschen recht viel Böses, zumal von denen, die nicht im gekrönten Poeten einkehren wollen. Uebrigens kann ich betheuern,

daß ſie wenigſtens eben ſo viel, wo nicht mehr, Nächſtenliebe hat, als nur irgend in einem gekrönten Poeten wohnt. Denn ich habe wirklich den edlen Zug an ihr bemerkt, daß ſie von allen Leuten, die in der Erde liegen, gut ſpricht, welches im neuen poetiſchen Teſtamente ſelten als im alten angetroffen wird.

Voll Freude, meinen alten Freund mitten in ſeinen Rauchwolken zu überraſchen, ſprang ich aus dem Wagen und eilte in die Wirthsſtube. Aber diesmal traf ich Alles ſonderbar im gekrönten Poeten verändert. Kein Menſch war da. Die Magd lief nach dem Hausknecht, der Hausknecht nach dem Kellner, der Kellner nach dem Wirth, und ich ſtand ohne ein freundliches Willkommen in der großen Stube, die von einer dunkeln Lampe mehr verfinſtert als beleuchtet wurde. Auf dem Tiſche lag Zwirn, Leinwand, Nähnadeln bunt durch einander, als hätte ein Regimentsſchneider den ganzen Tag über hier gearbeitet.

Endlich ſprang die Magd herein; raffte die Schneiderei zuſammen und entſchuldigte ſich wegen der Unordnung. Sie hätten, klagte ſie, den ganzen geſchlagenen Tag Sterbekleider nähen müſſen. — „Sterbekleider?“ fragte ich erſchrocken, „für wen denn?“ —

„Ih mein Gott! wiſſen Sie's denn nicht? für alle Kinder im ganzen Städtchen.“

„Großer Gott! was iſt für eine Sterblichkeit eingeriſſen? Sind denn die Kuhpocken hier nicht eingeführt!"

„Ei, was Kuhpocken! haben Sie denn nichts von den Huſſiten gehört?"

„Nein, meine Liebe! die Epidemie kenne ich noch gar nicht; erzähle ſie mir doch..."

„Ja, wenn ich Zeit hätte!" ſagte die Magd und rannte davon.

„Die Huſſiten! die Huſſiten! ſonderbar, daß ich im gekrönten Poeten das erſte Wort von einer Krankheit höre, die, nach ihren Wirkungen zu urtheilen, fürchterlich um ſich gegriffen hat!"

Auf einmal ward mein Selbſtgeſpräch durch ein lautes Schluchzen unterbrochen. „Der große Mann!" rief die Frau Kommerzienräthin und ſtürzte zur Thür herein. „Ja wohl, ein großer Mann!" ſagte Herr Floskel und machte bedächtig die Thür hinter ſich zu.

„Das hat mir das Herz zerriſſen!" wimmerte die Frau und warf ſich ſchluchzend aufs Sopha.

„Viktoria! Viktoria!" ſang der Herr Kommerzienrath und ſetzte ſeine Perrücke mit ausgezeichnetem Enthuſiasmus auf den Perrückenſtock.

Ich putzte die Lampe und ſah mit Erſtaunen, daß das fette Geſicht meines Freundes recht eingefallen, und das magere meiner Freundin recht aufgedunſen ausſah.

Sie waren in ihren Schmerz so versunken, daß sie mich nicht bemerkten.

„Lieber Herr Kommerzienrath," sagte ich endlich ganz betreten, „ich sehe, daß der Verlust Ihrer lieben Kinder..."

„Ach, bester Freund!" rief Herr Floskel und stürzte in meine Arme und wischte seine Thränen an meine Backen ab, „sind Sie drin gewesen? Haben Sie sie gesehen?"

„Ich bedauere, daß ich nicht zeitig genug gekommen bin. Gewiß, ich hätte dieser traurigen Zeremonie..."

„Ich sage Ihnen: schön wie die Engel! mit den Kränzen! mit den weißen Sterbekleidern!"

„Welch ein entsetzliches Schicksal für ein so zärtlich fühlendes Vaterherz!"

„Ja wohl! ja wohl! Sie hätten nur sehen sollen, wie die Hussiten wütheten!"

„Herr Kommerzienrath! ich erfahre heute zum ersten Male etwas davon. Wie haben sie sich denn so verbreitet?"

„Aus Böhmen sind sie gekommen, mein werther Freund!"

„Sollte es denn kein Mittel gegen diese Landplage gegeben haben?"

„Nein, liebster Freund. Ach! sehen Sie nur!" Die Thür geht auf und — Gott im Himmel! fünf Kinder mit Todtenkränzen und Sterbekleidern treten herein. Ich glaube in die Erde zu sinken! ich fürchte für das

Leben meiner Freunde! Aber der Herr Kommerzienrath geht den Kindern entgegen, ruft Viktoria! und gibt Jedem eine Diete mit gebrannten Mandeln. „Weil Ihr's so gut gemacht habt!"

„Frau Kommerzienräthin!" sagte ich mit zitternder Stimme und schlich zum Sopha, „was bedeutet das Alles?"

„Der große Mann!" rief sie entzückt. „Alles muß jetzt Komödiant werden! Unmündige und Säuglinge agiren zu seinem Ruhme. Auch ich habe heute das Glück gehabt, die Kinder, die ich mit Sorgen unter meinem Herzen getragen habe, auf dem Theater zu erblicken!"

„Auf dem Theater? Also die Hussiten...?"

„Sind der Triumph des menschlichen Geistes!"

Und nun beschrieb sie mir den ganzen Triumph. Die Freude im Anfange, die Noth in der Mitten, den Jammer am Ende und den Jubel zum Schlusse. Das Klagen und das Schreien, das Weinen und das Winseln, das Wüthen und das Toben, die Klugheit und die Zartheit, das Trommeln und das Singen, und die Thränen, die Thränen, die Thränen! „Herr!" fuhr sie fort, „der Mann ist Moses der Zweite, das Wasser muß laufen, wenn er will und wo er will!"

„Mütterchen!" sagte der Herr Kommerzienrath, „ich habe auf eine Ehre gedacht, die wir ihm erzeigen wollen.

„Unser Gasthof heißt zum gekrönten Poeten, hat aber noch kein Schild. Ich will sein geistreiches Angesicht auf eine Triumphfahne malen lassen, und sie soll vor unserer Thür wehen, und die Unterschrift soll heißen: „„Zum einzigen Poeten!““ Ja, so soll sie heißen! Denn er ist Einzig und bleibt Einzig und wird mit den Andern schon fertig werden!“

„Männchen! englisches Männchen!“ rief die Frau und sprang auf und fiel mit stummer Rührung um seinen Hals.

„Siehe da den Triumph der Kunst! Den Segen, den große Geister über ihr Vaterland und über die Menschheit verbreiten!“ So sagte ich zu mir selbst. Ging auf mein Zimmer. Wählte ein Sujet voll Kinder. Drehte und wendete es, bis es endlich in voller Glorie, als höchstes, reines, sich selbst aussprechendes und von sich selbst deklamirendes Kunstwerk dastand.

Zweites Kapitel.

Die Philosophie des neuen Testaments.

Es ist lächerlich, daß man über das Schicksal des Pygmalion so gewaltig viel Aufhebens macht. Als ob es

doch so etwas Ungewöhnliches wäre, sich in sein eigenes Werk zu verlieben? In der That, es ist mehreren ehrlichen Leuten zu allen Zeiten passirt, aber sie haben es sonst nur wie blöde Liebhaber in ihr Herz verschlossen, sind darüber blaß und mager geworden, und in der Blüthe ihrer Jahre gestorben, und jetzt? — Ich halte es für einen der Hauptvorzüge unsers neuen Testaments, daß es Mittel an die Hand gibt, wodurch sich die Natur helfen kann, und daß man sich nun kein Bedenken zu machen braucht, diese Liebe ehrlich zu gestehen, und sie eben so oft zu deklariren, wie jede andere. Ja, ich glaube sogar, wenn man diese Liebeserklärungen gegen sein in ein Kunstwerk ausgegossenes Ich noch brünstiger und glühender machte, als es jetzt Mode ist, so würden die Kunstwerke auch anfangen, lebendig zu werden, und nicht wie todte Wechselbälge liegen bleiben, wie jetzt leider auch Mode ist!

Hat man aber einmal das lächerliche Vorurtheil der blöden Liebhaber, welches, wie wir aus dem alten Testamente sehen, nur eine verkappte gottlose Heuchelei, ja, ein versteckter Selbstmord ist, wegzuwerfen verstattet, so muß man auch erlauben, daß nunmehr alle die Rechte, deren ein ehrlicher Liebeserklärer gegen seine Geliebte sich bedienen darf, eintreten; und ich bedauere die kurzsichtigen Menschen, die ein Verbrechen daraus machen, wenn man von seiner Geliebten öffentlich erklärt, daß sie alle Andere

an Geist, Schönheit und Grazie übertrifft, daß man von ihr versichert, die so gepriesenen und berühmten Schönheiten einer W... X... Y... wären im Vergleich mit ihr gar nichts, und es verlohne sich nicht der Mühe, sie anzusehen, ja, daß man zierliche Sonette auf sie verfertigt und Jeden heruntermacht, der ihr zu nahe kommt, sich mit ihr vergleicht, oder von dem man nur muthmaßen kann, daß er muthmaßen könne, er sei schöner und besser, oder wenigstens mit ihrer Schönheit in einige Vergleichung zu bringen. Ich frage noch einmal im Angesicht von ganz Europa, wer kann das einem Liebhaber, der zu leben weiß, verargen?"

Leider bin ich im philosophischen Jahrhunderte in die Schule gegangen, und muß also weiter argumentiren:

Weil Jeder eingestehet, daß ihm diese Anbetung seines in ein Kunstwerk ausgegossenen Ichs mit allen ihren Aeußerungen, so gut wie die Anbetung des verkörperten Wischnu, erlaubt ist, so muß sie auch Allen erlaubt sein, welches kurioser Weise nicht Jeder eingestehen will. Da ich aber im Abstrahiren wirklich meines Gleichen suche, und darüber von Jena her die besten Testimonia aufweisen kann, so bin ich auch vermögend, in diesem kitzligen Punkte ganz von mir zu abstrahiren und öffentlich zu bekennen, daß ich sie Allen und Jedem erlaube!

„Himmel, welch ein Satz! Ein allgemeiner Krieg wird ausbrechen, das **Bellum omnium contra omnes** ist erklärt!"

Beruhigen Sie sich, edle Philanthropen und Mitarbeiter des Reichsanzeigers! Der Friede Gottes ist höher als alle Vernunft! Daß damit die Selbstzufriedenheit, jene selige Gabe Gottes, die er besonders seit einigen Jahren wie Manna hat herabregnen lassen, gemeint sei, werden Sie mir zugeben; daß aber dieses Manna höher, das heißt wohlschmeckender und süßer ist, als alle Vernünfteleien von Selbstverleugnung und Bescheidenheit, will ich Ihnen durch einige Beispiele deutlich zu machen suchen. Geben Sie wohl Acht!

Bonaparte läßt hundert Kanonen abfeuern, wenn sein gemaltes Bild vor Invaliden aufgehangen wird. Man muß sich das gefallen lassen, weil er nun einmal über Pulver, Kanonen und Invaliden der großen Nation disponiren kann. Sie können das nicht; aber steht nicht Ihre Zunge zu Ihrem Befehl? Wenn Sie vor den Spiegel treten und Ihr wohlgetroffenes Porträt erblicken, wer verwehrt Ihnen mit einer Lobrede zu kanoniren und zu sagen: „Großer Kopf! Kopf aller Köpfe! dessen Bildniß ich die Ehre habe vor mir zu sehen, ich kann dir nicht länger bergen, daß ich dich für die erste, größte und einzige Merkwürdigkeit halte, welche die Erde hervorgebracht hat? — ? — ?"

Gestehen Sie, ehrwürdige Philanthropen, diese Kanonade haben Sie schon oft probirt. Es waren die süßesten Augenblicke Ihres Lebens, und Sie bedauerten nur, daß sich das nicht so öffentlich sagen ließ. Sehen Sie wohl, wie schön es ist, daß Ihnen meine Philosophie das unbedenklich erlaubt?

Herr Bode in Berlin will dem unsterblichen Friedrich ein Denkmal errichten. Was thut er? Er knappt dem Pegasus fünf Sterne ab, der Andromeda sechsundzwanzig, dem Cepheus sechs, der Kassiopeja drei, und sogar die kleine Eidechse muß neun Sterne hergeben, damit die Ehre Friedrichs im Weltenraume glänzt. Folgen Sie diesem Beispiele. Machen Sie literarische Himmelskarten! Es ist zwar dabei das Unangenehme, daß Sie auch andere Personen mit an Himmel versetzen müßten, weil es doch nicht wohl angeht, daß alle dreihundertsechzig Grade der Länge und der Breite so heißen können wie Sie; aber knappen Sie den andern ab, so viel Sie können, und formiren Sie sich ein Sternbild nach Belieben. Sie haben dann nicht nur das ganz außerordentliche Vergnügen, zu sagen: „Altweiße kulminire ich," welches recht schön ist, sondern Sie können es noch dazu Jedem beweisen, der nur ein Paar gesunde Augen hat, welches [redacted] nicht schwer ist.

[redacted] Jeder seine eigene Himmelskarte

machen." — Freilich wird die Sache für die guten Astronomen einige Inkonvenienzen haben, aber geht das Sie an? Sie erkennen nur Eine, demonstriren nur aus Einer, wissen von keiner andern, oder nennen sie wenigstens absurd. Und dann, werthe Herren — ich komme nun auf den Triumph meines Systems, auf den Schlußpunkt meiner scharfsinnigen Abhandlung, auf das fruchtbringende Mittel, das allen Krieg entweder in einen glorreichen Frieden verwandelt, oder ihn doch mit Leichtigkeit fortführen hilft, auf die Freunde — schaffen Sie sich Freunde an!

Freunde, will ich die Ehre haben Ihnen zu sagen, sind solche gutmüthige Thiere, welche denselben Gegenstand bewundern, den Sie selbst bewundern, nämlich Sie selbst. Die also in gebundener und ungebundener Rede, auf Löschs-, Druck- und Velinpapier, wie es die Gelegenheit gibt, gar zierlich und wohlgesetzt, oder wenn es die Nothdurft erfordert, etwas unzierlich und gröblich Ihr Lob ertönen lassen, ohne an sich selbst dabei zu denken, oder wohl gar dafür wieder Dienste verlangen. Ich weiß wohl, daß sie jetzt seltener geworden sind, als sonst, oder wenigstens mehr Gegenkomplimente verlangen, wie vormals, wodurch freilich aller Werth wegfällt — denn bedenken Sie selbst, welche Unbequemlichkeiten, einen Andern und seine Arbeit loben zu müssen, weil er uns und die unserigen gelobt hat! und bewundern Sie daher die Moralität der

rührten hatten mir für den ganzen Tag meine frohe Laune genommen.

Es war neun Uhr Abends, als ich vor dem Thore von B*** hielt. Der Postillon schwang seine Peitsche zu einem kräftigen Knall, weil ihm seine gefrornen Lippen den Dienst des Blasens versagten. Endlich, dem Himmel sei Dank! knarrt das Thor, ein Licht kommt auf uns zu, eine klägliche Stimme fragt nach meinem Namen. Ich nenne ihn. Nach meinem Charakter. Ein Freund der Humanität. „Armer Herr!" seufzte die Stimme, die einem Goliath vom abgedankten Korporal zugehörte, „schlechtes Wetter! üble Wege! Die vielen Transporte vom groben Geschütz haben sie grundböse gemacht!" — „Schon gut, Herr Thorschreiber, machen Sie nur, daß wir fortkommen!" — „Was eilen Sie so, mein wertheſter Herr? Sie kommen zu spät, nun ist's ja doch vorbei!" — „Vorbei? was denn?" — Die klägliche Stimme antwortete, aber ich verstand es nicht. Der Postillon fuhr fort.

„Ich wette darauf, Der hat heute auch eine Leichenpredigt gehört!" sagte mein Begleiter. — „Leicht möglich! aber auch ohne Leichenpredigten ist unsere vortreffliche Aufklärung so fruchtbar, daß sie alle Tage empfindsame Menschen ausheckt, und ist es ein Wunder, daß sie end-

lich bis zu den Thorschreibern durchgedrungen ist, und sich unter den Visitatoren ausbreitet?"

„Nee, lieber Herr!" sagte der Postillon, „der arme Teufel wird wohl das Ding gesehen haben, das sie in der Komödie spielen." — „Was für ein Ding?" — „Ja, Unser einer weiß das nicht, aber sie sollen's aus Naumburg haben." — „Aus Naumburg? ein Trauerspiel?" — „Was kümmert's mich, beschreiben kann ich's nicht, ich denke aber doch, es muß so etwas sein wie Meerrettig und Zwiebeln, weil's den Leuten 's Wasser so gewaltig in die Augen treibt."

Ich wollte weiter fragen, — aber der Gasthof zum gekrönten Poeten lag vor uns; der Postillon lenkte hinein.

Ich kann wirklich den gekrönten Poeten empfehlen. Es herrscht in dem Hause ein recht delikater Ton und eine bewunderungswürdige Freimüthigkeit. Der Wirth, mein alter Freund, ist ein dicker Mann bei der Stadt, der seine Pfeife nicht leicht ausgehen läßt, seinen Kalender fleißig studiert und dem Hamburger Korrespondenten jeden Druckfehler nachweisen kann. Er heißt Herr Kommerzienrath Floskel. Seine Frau ist ein mageres Hausmütterchen, das recht viel spricht, und zwar von dem lieben Gott recht viel Gutes und von den Menschen recht viel Böses, zumal von denen, die nicht im gekrönten Poeten einkehren wollen. Uebrigens kann ich betheuern,

daß sie wenigstens eben so viel, wo nicht mehr, Nächstenliebe hat, als nur irgend in einem gekrönten Poeten wohnt. Denn ich habe wirklich den edlen Zug an ihr bemerkt, daß sie von allen Leuten, die in der Erde liegen, gut spricht, welches im neuen poetischen Testamente seltner als im alten angetroffen wird.

Voll Freude, meinen alten Freund mitten in seinen Rauchwolken zu überraschen, sprang ich aus dem Wagen und eilte in die Wirthsstube. Aber diesmal traf ich Alles sonderbar im gekrönten Poeten verändert. Kein Mensch war da. Die Magd lief nach dem Hausknecht, der Hausknecht nach dem Kellner, der Kellner nach dem Wirth, und ich stand ohne ein freundliches Willkommen in der großen Stube, die von einer dunkeln Lampe mehr verfinstert als beleuchtet wurde. Auf dem Tische lag Zwirn, Leinwand, Nähnadeln bunt durch einander, als hätte ein Regimentsschneider den ganzen Tag über hier gearbeitet.

Endlich sprang die Magd herein; raffte die Schneiderei zusammen und entschuldigte sich wegen der Unordnung. Sie hätten, klagte sie, den ganzen geschlagenen Tag Sterbekleider nähen müssen. — „Sterbekleider?“ fragte ich erschrocken, „für wen denn?“ —

„Ih mein Gott! wissen Sie's denn nicht? für alle Kinder im ganzen Städtchen.“

„Großer Gott! was ist für eine Sterblichkeit eingerissen? Sind denn die Kuhpocken hier nicht eingeführt!"

„Ei, was Kuhpocken! haben Sie denn nichts von den Hussiten gehört?"

„Nein, meine Liebe! die Epidemie kenne ich noch gar nicht; erzähle sie mir doch..."

„Ja, wenn ich Zeit hätte!" sagte die Magd und rannte davon.

„Die Hussiten! die Hussiten! sonderbar, daß ich im gekrönten Poeten das erste Wort von einer Krankheit höre, die, nach ihren Wirkungen zu urtheilen, fürchterlich um sich gegriffen hat!"

Auf einmal ward mein Selbstgespräch durch ein lautes Schluchzen unterbrochen. „Der große Mann!" rief die Frau Kommerzienräthin und stürzte zur Thür herein. „Ja wohl, ein großer Mann!" sagte Herr Floskel und machte bedächtig die Thür hinter sich zu.

„Das hat mir das Herz zerrissen!" wimmerte die Frau und warf sich schluchzend aufs Sopha.

„Viktoria! Viktoria!" sang der Herr Kommerzienrath und setzte seine Perrücke mit ausgezeichnetem Enthusiasmus auf den Perrückenstock.

Ich putzte die Lampe und sah mit Erstaunen, daß das fette Gesicht meines Freundes recht eingefallen, und das magere meiner Freundin recht aufgedunsen aussah.

Sie waren in ihren Schmerz so versunken, daß sie mich nicht bemerkten.

„Lieber Herr Kommerzienrath," sagte ich endlich ganz betreten, „ich sehe, daß der Verlust Ihrer lieben Kinder..."

„Ach, bester Freund!" rief Herr Floskel und stürzte in meine Arme und wischte seine Thränen an meine Backen ab, „sind Sie drin gewesen? Haben Sie sie gesehen?"

„Ich bedauere, daß ich nicht zeitig genug gekommen bin. Gewiß, ich hätte dieser traurigen Zeremonie..."

„Ich sage Ihnen: schön wie die Engel! mit den Kränzen! mit den weißen Sterbekleidern!"

„Welch ein entsetzliches Schicksal für ein so zärtlich fühlendes Vaterherz!"

„Ja wohl! ja wohl! Sie hätten nur sehen sollen, wie die Hussiten wütheten!"

„Herr Kommerzienrath! ich erfahre heute zum ersten Male etwas davon. Wie haben sie sich denn so verbreitet?"

„Aus Böhmen sind sie gekommen, mein werther Freund!"

„Sollte es denn kein Mittel gegen diese Landplage gegeben haben?"

„Nein, liebster Freund. Ach! sehen Sie nur!" Die Thür geht auf und — Gott im Himmel! fünf Kinder mit Todtenkränzen und Sterbekleidern treten herein. Ich glaube in die Erde zu sinken! ich fürchte für das

Leben meiner Freunde! Aber der Herr Kommerzienrath geht den Kindern entgegen, ruft Viktoria! und gibt Jedem eine Diete mit gebrannten Mandeln. „Weil Ihr's so gut gemacht habt!"

„Frau Kommerzienräthin!" sagte ich mit zitternder Stimme und schlich zum Sopha, „was bedeutet das Alles?"

„Der große Mann!" rief sie entzückt. „Alles muß jetzt Komödiant werden! Unmündige und Säuglinge agiren zu seinem Ruhme. Auch ich habe heute das Glück gehabt, die Kinder, die ich mit Sorgen unter meinem Herzen getragen habe, auf dem Theater zu erblicken!"

„Auf dem Theater? Also die Hussiten...?"

„Sind der Triumph des menschlichen Geistes!"

Und nun beschrieb sie mir den ganzen Triumph. Die Freude im Anfange, die Noth in der Mitten, den Jammer am Ende und den Jubel zum Schlusse. Das Klagen und das Schreien, das Weinen und das Winseln, das Wüthen und das Toben, die Klugheit und die Zartheit, das Trommeln und das Singen, und die Thränen, die Thränen, die Thränen! „Herr!" fuhr sie fort, „der Mann ist Moses der Zweite, das Wasser muß laufen, wenn er will und wo er will!"

„Mütterchen!" sagte der Herr Kommerzienrath, „ich habe auf eine Ehre gedacht, die wir ihm erzeigen wollen.

„Unser Gasthof heißt zum gekrönten Poeten, hat aber noch kein Schild. Ich will sein geistreiches Angesicht auf eine Triumphfahne malen lassen, und sie soll vor unserer Thür wehen, und die Unterschrift soll heißen: „„Zum einzigen Poeten!““ Ja, so soll sie heißen! Denn er ist Einzig und bleibt Einzig und wird mit den Andern schon fertig werden!“

„Männchen! englisches Männchen!“ rief die Frau und sprang auf und fiel mit stummer Rührung um seinen Hals.

„Siehe da den Triumph der Kunst! Den Segen, den große Geister über ihr Vaterland und über die Menschheit verbreiten!“ So sagte ich zu mir selbst. Ging auf mein Zimmer. Wählte ein Sujet voll Kinder. Drehte und wendete es, bis es endlich in voller Glorie, als höchstes, reines, sich selbst aussprechendes und von sich selbst deklamirendes Kunstwerk dastand.

Zweites Kapitel.

Die Philosophie des neuen Testaments.

Es ist lächerlich, daß man über das Schicksal des Pygmalion so gewaltig viel Aufhebens macht. Als ob es

doch so etwas Ungewöhnliches wäre, sich in sein eigenes Werk zu verlieben? In der That, es ist mehreren ehrlichen Leuten zu allen Zeiten passirt, aber sie haben es sonst nur wie blöde Liebhaber in ihr Herz verschlossen, sind darüber blaß und mager geworden, und in der Blüthe ihrer Jahre gestorben, und jetzt? — Ich halte es für einen der Hauptvorzüge unsers neuen Testaments, daß es Mittel an die Hand gibt, wodurch sich die Natur helfen kann, und daß man sich nun kein Bedenken zu machen braucht, diese Liebe ehrlich zu gestehen, und sie eben so oft zu deklariren, wie jede andere. Ja, ich glaube sogar, wenn man diese Liebeserklärungen gegen sein in ein Kunstwerk ausgegossenes Ich noch brünstiger und glühender machte, als es jetzt Mode ist, so würden die Kunstwerke auch anfangen, lebendig zu werden, und nicht wie todte Wechselbälge liegen bleiben, wie jetzt leider auch Mode ist!

Hat man aber einmal das lächerliche Vorurtheil der blöden Liebhaber, welches, wie wir aus dem alten Testamente sehen, nur eine verkappte gottlose Heuchelei, ja, ein versteckter Selbstmord ist, wegzuwerfen verstattet, so muß man auch erlauben, daß nunmehr alle die Rechte, deren ein ehrlicher Liebeserklärer gegen seine Geliebte sich bedienen darf, eintreten; und ich bedauere die kurzsichtigen Menschen, die ein Verbrechen daraus machen, wenn man von seiner Geliebten öffentlich erklärt, daß sie alle Andere

an Geist, Schönheit und Grazie übertrifft, daß man von ihr versichert, die so gepriesenen und berühmten Schönheiten einer W.... E.... P.... wären im Vergleich mit ihr gar nichts, und es verlohne sich nicht der Mühe, sie anzusehen, ja, daß man zierliche Sonette auf sie verfertigt und Jeden heruntermacht, der ihr zu nahe kommt, sich mit ihr vergleicht, oder von dem man nur muthmaßen kann, daß er muthmaßen könne, er sei schöner und besser, oder wenigstens mit ihrer Schönheit in einige Vergleichung zu bringen. Ich frage noch einmal im Angesicht von ganz Europa, wer kann das einem Liebhaber, der zu leben weiß, verargen?"

Leider bin ich im philadelphischen Jahrhunderte in die Schule gegangen, und muß alle weiter argumentiren:

Weil Jeder eingestehet, daß ihm diese Anbetung seines in ein Kunstwerk ausgegossenen Ichs mit allen ihren Aeußerungen, so gut wie die Anbetung des verkörperten Wahnsinn, erlaubt ist, so muß sie auch Allen erlaubt sein, welches kurioser Weise nicht Jeder eingestehen will. Da ich aber im Abstrahiren wirklich meines Gleichen suche, [illegible] vermögend, in diesem kitzligen [illegible] und öffentlich zu be-

„Himmel, welch ein Satz! Ein allgemeiner Krieg wird ausbrechen, das **Bellum omnium contra omnes** ist erklärt!“

Beruhigen Sie sich, edle Philanthropen und Mitarbeiter des Reichsanzeigers! Der Friede Gottes ist höher als alle Vernunft! Daß damit die Selbstzufriedenheit, jene selige Gabe Gottes, die er besonders seit einigen Jahren wie Manna hat herabregnen lassen, gemeint sei, werden Sie mir zugeben; daß aber dieses Manna höher, das heißt wohlschmeckender und süßer ist, als alle Vernünfteleien von Selbstverleugnung und Bescheidenheit, will ich Ihnen durch einige Beispiele deutlich zu machen suchen. Geben Sie wohl Acht!

Bonaparte läßt hundert Kanonen abfeuern, wenn sein gemaltes Bild vor Invaliden aufgehangen wird. Man muß sich das gefallen lassen, weil er nun einmal über Pulver, Kanonen und Invaliden der großen Nation disponiren kann. Sie können das nicht; aber steht nicht Ihre Zunge zu Ihrem Befehl? Wenn Sie vor den Spiegel treten und Ihr wohlgetroffenes Porträt erblicken, wer verwehrt Ihnen mit einer Lobrede zu kanoniren und zu sagen: „Großer Kopf! Kopf aller Köpfe! dessen Bildniß ich die Ehre habe vor mir zu sehen, ich kann dir nicht länger bergen, daß ich dich für die erste, größte und einzige Merkwürdigkeit halte, welche die Erde hervorgebracht hat? — ? — ?“

Gestehen Sie, ehrwürdige Philanthropen, diese Kanonade haben Sie schon oft probirt. Es waren die süßesten Augenblicke Ihres Lebens, und Sie bedauerten nur, daß sich das nicht so öffentlich sagen ließ. Sehen Sie wohl, wie schön es ist, daß Ihnen meine Philosophie das unbedenklich erlaubt?

Herr Bode in Berlin will dem unsterblichen Friedrich ein Denkmal errichten. Was thut er? Er knappt dem Pegasus fünf Sterne ab, der Andromeda sechsundzwanzig, dem Cepheus sechs, der Kassiopeja drei, und sogar die kleine Eidechse muß neun Sterne hergeben, damit die Ehre Friedrichs im Weltenraume glänzt. Folgen Sie diesem Beispiele. Machen Sie literarische Himmelskarten! Es ist zwar dabei das Unangenehme, daß Sie auch andere Personen mit an Himmel versetzen müßten, weil es doch nicht wohl angeht, daß alle dreihundertsechzig Grade der Länge und der Breite so heißen können wie Sie; aber knappen Sie den andern ab, so viel Sie können, und formiren Sie sich ein Sternbild nach Belieben. Sie haben dann nicht nur das ganz außerordentliche Vergnügen, zu sagen: „Alleweile kulminire ich," welches recht schön ist, sondern Sie können es noch dazu Jedem beweisen, der nur ein Paar gesunde Augen hat, welches außerdem recht schwer ist.

„Aber dann wird Jeder seine eigene Himmelskarte

machen." — Freilich wird die Sache für die guten Astronomen einige Inkonvenienzen haben, aber geht das Sie an? Sie erkennen nur Eine, demonstriren nur aus Einer, wissen von keiner andern, oder nennen sie wenigstens absurd. Und dann, werthe Herren — ich komme nun auf den Triumph meines Systems, auf den Schlußpunkt meiner scharfsinnigen Abhandlung, auf das fruchtbringende Mittel, das allen Krieg entweder in einen glorreichen Frieden verwandelt, oder ihn doch mit Leichtigkeit fortführen hilft, auf die Freunde — schaffen Sie sich Freunde an!

Freunde, will ich die Ehre haben Ihnen zu sagen, sind solche gutmüthige Thiere, welche denselben Gegenstand bewundern, den Sie selbst bewundern, nämlich Sie selbst. Die also in gebundener und ungebundener Rede, auf Löschs-, Druck- und Velinpapier, wie es die Gelegenheit gibt, gar zierlich und wohlgesetzt, oder wenn es die Nothdurft erfordert, etwas unzierlich und gröblich Ihr Lob ertönen lassen, ohne an sich selbst dabei zu denken, oder wohl gar dafür wieder Dienste verlangen. Ich weiß wohl, daß sie jetzt seltener geworden sind, als sonst, oder wenigstens mehr Gegenkomplimente verlangen, wie vormals, wodurch freilich aller Werth wegfällt — denn bedenken Sie selbst, welche Unbequemlichkeiten, einen Andern und seine Arbeit loben zu müssen, weil er uns und die unserigen gelobt hat! und bewundern Sie daher die Moralität der

Herren, die dessen ungeachtet in unsern Zeiten diese schwere Pflicht drei- bis viermal in der Woche wie eine Bußübung vollbringen! — aber ich bin wirklich noch so glücklich, Freunde von altem Schrot und Korne zu besitzen, das heißt solche, welche die Narrheit haben, unbedeutend sein zu wollen. Daß sie bei dieser Narrheit doch große Köpfe sind, versteht sich schon daraus, daß sie mich loben!

Diese Freunde nun haben mir über dieses mein geistreiches Werk einige Gedichte zu Ehren gesetzt. Es wird Ihnen bekannt sein, daß unsere in Gott ruhenden Väter die Gewohnheit hatten, sich durch gute Freunde loben zu lassen, weil sie sich dessen selbst, aus unbegreiflicher Lächerlichkeit, schämten. Ungeachtet ich nun in diesem Punkte wie überall weit klüger bin, als meine Väter, so kann man sich doch nie zu viel loben lassen, und ich mache durch mein Beispiel Andern Muth, diese edle Sitte wieder in Schwung zu bringen. Lesen Sie also hier gefälligst die

Verse, welche dem berühmten Verfasser des Herodes zu Ehren gesetzt worden sind.

Als sich der berühmte Verfasser des Herodes den poetischen Lorberkranz selbst aufsetzte, und von seinen Freunden als König der Poesie ausgerufen ward, widmete ihm diese wenigen Zeilen ein Ungenannter, jedoch Wohlbekannter.

Soll ich? oder soll ich nicht
Mit erhabnem Schwunge schreiben?
Kann ich wohl ein Lobgedicht
Deinem Lorber schuldig bleiben?
Deinem Lorbeer, dessen Aeste
Nie Minervens weiße Hand
Würdiger als zu dem Feste
Deiner Krönung angewandt?

Nein, erhabner Geist, verzeih',
Macht der Klang von meiner Flöten,
Gleich kein solches Lustgeschrei
Wie die Oden der Poeten,
Wie du bei Herodes Siegen
Bei des Viertelsmeisters Flor,
So gewinnt wohl mein Vergnügen
Dennoch dein geneigtes Ohr.

Unsre deutsche Poesie
Hat so manchen Druck erfahren,
Wenn die Lorbern ihrer Müh'
Oft der Welt ein Spottlied waren,
Und der Klang von ihren Saiten
Nur ein Ton der Thoren hieß,
Dem man öfters schon von Weiten
Gift und Schaum entgegenblies.

Also fiel der Dichter Preis
Mit dem Kranz in Staub darnieder,
So verging ihr reger Fleiß,
So verstummten ihre Lieder,
Bis die Dichtkunst vor dem Scheiden
Noch zu Schusterbänken kam
Und wahrhaftig nicht mit Freuden
Hier den Lorber mit sich nahm.

Aber Unkraut kann doch nicht
Sich der Saaten ganz bemeistern.
Schreibt Marhaspel ein Gedicht,
Das zu Deuten und zum Kleistern
Besser als zum Lesen nützet,
Folget demnach nicht daher,
Daß das Holz, draus er geschnitzet,
Allen Dichtern ähnlich wär.

Fama sagt die Antwort drauf,
Will der Mund von Deutschland fragen:
Wer jüngsthin im Ehrenlauf
Kranz und Ruhm davongetragen?
Ja, es schallt in unsre Thäler,
So daß Berg und Ufer tönt;
Setzt, ihr Musen, Ehrenmäler,
Unser Freund hat sich gekrönt.

Taſſo in Germaniens Schooß,
Sophokles der deutſchen Auen,
Ueber Alles biſt du groß!
Kann man einen Größern ſchauen?
Höchſter aller hohen Weiſen,
Großer Grieche, deutſcher Mann!
Ach daß dich nicht würdig preiſen
Meine ſchwache Flöte kann!

Doch laß mein geringes Lob
Dich zu großen Thaten führen;
Wer durch Rührung ſich erhob,
Fahre fort noch mehr zu rühren.
Hochgekrönter Herr Verfaſſer,
Singe immerfort ſo ſchön,
Unſer heißes Thränenwaſſer
Soll dir zu Befehle ſtehn!

Sonett.

Dein iſt die hohe Kunſt, die man ſonſt nirgends trifft,
Verborgen liegt in dir ein Schatz von Raritäten,
Dein Werk ſpricht ſelbſt ſich aus, du Krone der Poeten!
Du hochberühmter Mann! Mit deiner Zauberſchrift
Haſt du des Heulens viel, viel Klagen angeſtift't,

In Jammer führst du uns, in tiefe Seelennöthen;
In einer Thränenfluth willst Du die Deutschen tödten?
O selig, welcher stirbt durch dieses süße Gift!
Nimm dein unsterblich Werk und schick' es den Franzosen;
In England breit' es aus und widm' es den Matrosen;
Laß Rußland deinen Witz wie Branntewein verschlucken!
Den Türken gib ihn hin, gib ihn den Mamelucken!
In Eine Thränenfluth, in Ein gewaltig Weinen
Kannst du, o großer Mann, die ganze Welt vereinen!

Mit diesen wenigen Worten empfiehlt sich dem Herrn Verfasser ein demüthiger Bewunderer und Freund

A. Z. von K.

Personen.

Der König Herodes.
Ein Adjutant des Königs.
Wolf, Viertelsmeister zu Bethlehem.
Sara, seine Frau.
Hirsch, Bürgermeister,
Levi, Stadtschreiber,
Michel David, Syndikus,
Schmuel, Baumeister,
} Rathsherren zu Bethlehem.
Mehrere Rathsherren.
Ein Herold.
Ein Tambour.
Viele Juden, Bürger zu Bethlehem.
Schneider, Schuster, Friseurs, Böttcher, Kaufleute, Zimmerleute, Schmiede zu Bethlehem.
Viele Soldaten des Herodes.
Eine Menge schöner Mütter.
Kinder, so viel nur aufzutreiben sind.

„Unser Gasthof heißt zum gekrönten Poeten, hat aber noch kein Schild. Ich will sein geistreiches Angesicht auf eine Triumphfahne malen lassen, und sie soll vor unserer Thür wehen, und die Unterschrift soll heißen: „„Zum einzigen Poeten!““ Ja, so soll sie heißen! Denn er ist Einzig und bleibt Einzig und wird mit den Andern schon fertig werden!“

„Mäunchen! englisches Männchen!“ rief die Frau und sprang auf und fiel mit stummer Rührung um seinen Hals.

„Siehe da den Triumph der Kunst! Den Segen, den große Geister über ihr Vaterland und über die Menschheit verbreiten!“ So sagte ich zu mir selbst. Ging auf mein Zimmer. Wählte ein Sujet voll Kinder. Drehte und wendete es, bis es endlich in voller Glorie, als höchstes, reines, sich selbst aussprechendes und von sich selbst deklamirendes Kunstwerk dastand.

Zweites Kapitel.

Die Philosophie des neuen Testaments.

Es ist lächerlich, daß man über das Schicksal des Pygmalion so gewaltig viel Aufhebens macht. Als ob es

doch so etwas Ungewöhnliches wäre, sich in sein eigenes Werk zu verlieben? In der That, es ist mehreren ehrlichen Leuten zu allen Zeiten passirt, aber sie haben es sonst nur wie blöde Liebhaber in ihr Herz verschlossen, sind darüber blaß und mager geworden, und in der Blüthe ihrer Jahre gestorben, und jetzt? — Ich halte es für einen der Hauptvorzüge unsers neuen Testaments, daß es Mittel an die Hand gibt, wodurch sich die Natur helfen kann, und daß man sich nun kein Bedenken zu machen braucht, diese Liebe ehrlich zu gestehen, und sie eben so oft zu deklariren, wie jede andere. Ja, ich glaube sogar, wenn man diese Liebeserklärungen gegen sein in ein Kunstwerk ausgegossenes Ich noch brünstiger und glühender machte, als es jetzt Mode ist, so würden die Kunstwerke auch anfangen, lebendig zu werden, und nicht wie todte Wechselbälge liegen bleiben, wie jetzt leider auch Mode ist!

Hat man aber einmal das lächerliche Vorurtheil der blöden Liebhaber, welches, wie wir aus dem alten Testamente sehen, nur eine verkappte gottlose Heuchelei, ja, ein versteckter Selbstmord ist, wegzuwerfen verstattet, so muß man auch erlauben, daß nunmehr alle die Rechte, deren ein ehrlicher Liebeserklärer gegen seine Geliebte sich bedienen darf, eintreten; und ich bedauere die kurzsichtigen Menschen, die ein Verbrechen daraus machen, wenn man von seiner Geliebten öffentlich erklärt, daß sie alle Andere

an Geist, Schönheit und Grazie übertrifft, daß man von ihr versichert, die so gepriesenen und berühmten Schönheiten einer W... X... Y... wären im Vergleich mit ihr gar nichts, und es verlohne sich nicht der Mühe, sie anzusehen, ja, daß man zierliche Sonette auf sie verfertigt und Jeden heruntermacht, der ihr zu nahe kommt, sich mit ihr vergleicht, oder von dem man nur muthmaßen kann, daß er muthmaßen könne, er sei schöner und besser, oder wenigstens mit ihrer Schönheit in einige Vergleichung zu bringen. Ich frage noch einmal im Angesicht von ganz Europa, wer kann das einem Liebhaber, der zu leben weiß, verargen?"

Leider bin ich im philosophischen Jahrhunderte in die Schule gegangen, und muß also weiter argumentiren:

Weil Jeder eingestehet, daß ihm diese Anbetung seines in ein Kunstwerk ausgegossenen Ichs mit allen ihren Aeußerungen, so gut wie die Anbetung des verkörperten Wischnu, erlaubt ist, so muß sie auch Allen erlaubt sein, welches kurioser Weise nicht Jeder eingestehen will. Da ich aber im Abstrahiren wirklich meines Gleichen suche, und darüber von Jena her die besten Testimonia aufweisen kann, so bin ich auch vermögend, in diesem kitzligen Punkte ganz von mir zu abstrahiren und öffentlich zu bekennen, daß ich sie Allen und Jedem erlaube!

„Himmel, welch ein Satz! Ein allgemeiner Krieg wird ausbrechen, das **Bellum omnium contra omnes** ist erklärt!"

Beruhigen Sie sich, edle Philanthropen und Mitarbeiter des Reichsanzeigers! Der Friede Gottes ist höher als alle Vernunft! Daß damit die Selbstzufriedenheit, jene selige Gabe Gottes, die er besonders seit einigen Jahren wie Manna hat herabregnen lassen, gemeint sei, werden Sie mir zugeben; daß aber dieses Manna höher, das heißt wohlschmeckender und süßer ist, als alle Vernünfteleien von Selbstverleugnung und Bescheidenheit, will ich Ihnen durch einige Beispiele deutlich zu machen suchen. Geben Sie wohl Acht!

Bonaparte läßt hundert Kanonen abfeuern, wenn sein gemaltes Bild vor Invaliden aufgehangen wird. Man muß sich das gefallen lassen, weil er nun einmal über Pulver, Kanonen und Invaliden der großen Nation disponiren kann. Sie können das nicht; aber steht nicht Ihre Zunge zu Ihrem Befehl? Wenn Sie vor den Spiegel treten und Ihr wohlgetroffenes Porträt erblicken, wer verwehrt Ihnen mit einer Lobrede zu kanoniren und zu sagen: „Großer Kopf! Kopf aller Köpfe! dessen Bildniß ich die Ehre habe vor mir zu sehen, ich kann dir nicht länger bergen, daß ich dich für die erste, größte und einzige Merkwürdigkeit halte, welche die Erde hervorgebracht hat? — ? — ?"

Gestehen Sie, ehrwürdige Philanthropen, diese Kanonade haben Sie schon oft probirt. Es waren die süßesten Augenblicke Ihres Lebens, und Sie bedauerten nur, daß sich das nicht so öffentlich sagen ließ. Sehen Sie wohl, wie schön es ist, daß Ihnen meine Philosophie das unbedenklich erlaubt?

Herr Bode in Berlin will dem unsterblichen Friedrich ein Denkmal errichten. Was thut er? Er knappt dem Pegasus fünf Sterne ab, der Andromeda sechsundzwanzig, dem Cepheus sechs, der Kassiopeja drei, und sogar die kleine Eidechse muß neun Sterne hergeben, damit die Ehre Friedrichs im Weltenraume glänzt. Folgen Sie diesem Beispiele. Machen Sie literarische Himmelskarten! Es ist zwar dabei das Unangenehme, daß Sie auch andere Personen mit an Himmel versetzen müßten, weil es doch nicht wohl angeht, daß alle dreihundertsechzig Grade der Länge und der Breite so heißen können wie Sie; aber knappen Sie den andern ab, so viel Sie können, und formiren Sie sich ein Sternbild nach Belieben. Sie haben dann nicht nur das ganz außerordentliche Vergnügen, zu sagen: „Alleweile kulminire ich," welches recht schön ist, sondern Sie können es noch dazu Jedem beweisen, der nur ein Paar gesunde Augen hat, welches außerdem recht schwer ist.

„Aber dann wird Jeder seine eigene Himmelskarte

machen." — Freilich wird die Sache für die guten Astronomen einige Inkonvenienzen haben, aber geht das Sie an? Sie erkennen nur Eine, demonstriren nur aus Einer, wissen von keiner andern, oder nennen sie wenigstens absurd. Und dann, werthe Herren — ich komme nun auf den Triumph meines Systems, auf den Schlußpunkt meiner scharfsinnigen Abhandlung, auf das fruchtbringende Mittel, das allen Krieg entweder in einen glorreichen Frieden verwandelt, oder ihn doch mit Leichtigkeit fortführen hilft, auf die Freunde — schaffen Sie sich Freunde an!

Freunde, will ich die Ehre haben Ihnen zu sagen, sind solche gutmüthige Thiere, welche denselben Gegenstand bewundern, den Sie selbst bewundern, nämlich Sie selbst. Die also in gebundener und ungebundener Rede, auf Löschs-, Druck- und Velinpapier, wie es die Gelegenheit gibt, gar zierlich und wohlgesetzt, oder wenn es die Nothdurft erfordert, etwas unzierlich und gröblich Ihr Lob ertönen lassen, ohne an sich selbst dabei zu denken, oder wohl gar dafür wieder Dienste verlangen. Ich weiß wohl, daß sie jetzt seltener geworden sind, als sonst, oder wenigstens mehr Gegenkomplimente verlangen, wie vormals, wodurch freilich aller Werth wegfällt — denn bedenken Sie selbst, welche Unbequemlichkeiten, einen Andern und seine Arbeit loben zu müssen, weil er uns und die unserigen gelobt hat! und bewundern Sie daher die Moralität der

Herren, die dessen ungeachtet in unsern Zeiten diese schwere Pflicht drei- bis viermal in der Woche wie eine Bußübung vollbringen! — aber ich bin wirklich noch so glücklich, Freunde von altem Schrot und Korne zu besitzen, das heißt solche, welche die Narrheit haben, unbedeutend sein zu wollen. Daß sie bei dieser Narrheit doch große Köpfe sind, versteht sich schon daraus, daß sie mich loben!

Diese Freunde nun haben mir über dieses mein geistreiches Werk einige Gedichte zu Ehren gesetzt. Es wird Ihnen bekannt sein, daß unsere in Gott ruhenden Väter die Gewohnheit hatten, sich durch gute Freunde loben zu lassen, weil sie sich dessen selbst, aus unbegreiflicher Lächerlichkeit, schämten. Ungeachtet ich nun in diesem Punkte wie überall weit klüger bin, als meine Väter, so kann man sich doch nie zu viel loben lassen, und ich mache durch mein Beispiel Andern Muth, diese edle Sitte wieder in Schwung zu bringen. Lesen Sie also hier gefälligst die

Verse, welche dem berühmten Verfasser des Herodes zu Ehren gesetzt worden sind.

Als sich der berühmte Verfasser des Herodes den poetischen Lorberkranz selbst aufsetzte, und von seinen Freunden als König der Poesie ausgerufen ward, widmete ihm diese wenigen Zeilen ein Ungenannter, jedoch Wohlbekannter.

Soll ich? oder soll ich nicht
Mit erhabnem Schwunge schreiben?
Kann ich wohl ein Lobgedicht
Deinem Lorber schuldig bleiben?
Deinem Lorbeer, dessen Aeste
Nie Minervens weiße Hand
Würdiger als zu dem Feste
Deiner Krönung angewandt?

Nein, erhabner Geist, verzeih',
Macht der Klang von meiner Flöten,
Gleich kein solches Lustgeschrei
Wie die Oden der Poeten,
Wie du bei Herodes Siegen
Bei des Viertelsmeisters Flor,
So gewinnt wohl mein Vergnügen
Dennoch dein geneigtes Ohr.

Unsre deutsche Poesie
Hat so manchen Druck erfahren,
Wenn die Lorbern ihrer Müh'
Oft der Welt ein Spottlied waren,
Und der Klang von ihren Saiten
Nur ein Ton der Thoren hieß,
Dem man öfters schon von Weiten
Gift und Schaum entgegenblies.

Also fiel der Dichter Preis
Mit dem Kranz in Staub darnieder,
So verging ihr reger Fleiß,
So verstummten ihre Lieder,
Bis die Dichtkunst vor dem Scheiden
Noch zu Schusterbänken kam
Und wahrhaftig nicht mit Freuden
Hier den Lorber mit sich nahm.

Aber Unkraut kann doch nicht
Sich der Saaten ganz bemeistern.
Schreibt Marhaspel ein Gedicht,
Das zu Deuten und zum Kleistern
Besser als zum Lesen nützet,
Folget demnach nicht daher,
Daß das Holz, woraus er geschnitzet,
Allen Dichtern ähnlich wär'.

Fama sagt die Antwort drauf,
Will der Mund von Deutschland fragen:
Wer jüngsthin im Ehrenlauf
Kranz und Ruhm davongetragen?
Ja, es schallt in unsre Thäler,
So daß Berg und Ufer tönt;
Setzt, ihr Musen, Ehrenmäler,
Unser Freund hat sich gekrönt.

Taſſo in Germaniens Schooß,
Sophokles der deutſchen Auen,
Ueber Alles biſt du groß!
Kann man einen Größern ſchauen?
Höchſter aller hohen Weiſen,
Großer Grieche, deutſcher Mann!
Ach daß dich nicht würdig preiſen
Meine ſchwache Flöte kann!

Doch laß mein geringes Lob
Dich zu großen Thaten führen;
Wer durch Rührung ſich erhob,
Fahre fort noch mehr zu rühren.
Hochgekrönter Herr Verfaſſer,
Singe immerfort ſo ſchön,
Unſer heißes Thränenwaſſer
Soll dir zu Befehle ſtehn!

Sonett.

Dein iſt die hohe Kunſt, die man ſonſt nirgends trifft,
Verborgen liegt in dir ein Schatz von Raritäten,
Dein Werk ſpricht ſelbſt ſich aus, du Krone der Poeten!
Du hochberühmter Mann! Mit deiner Zauberſchrift
Haſt du des Heulens viel, viel Klagen angeſtift't,

In Jammer führst du uns, in tiefe Seelennöthen;
In einer Thränenfluth willst Du die Deutschen tödten?
O selig, welcher stirbt durch dieses süße Gift!
Nimm dein unsterblich Werk und schick' es den Franzosen;
In England breit' es aus und widm' es den Matrosen;
Laß Rußland deinen Witz wie Branntewein verschlucken!
Den Türken gib ihn hin, gib ihn den Mamelucken!
In Eine Thränenfluth, in Ein gewaltig Weinen
Kannst du, o großer Mann, die ganze Welt vereinen!

Mit diesen wenigen Worten empfiehlt sich dem Herrn Verfasser ein demüthiger Bewunderer und Freund

A. Z. von K.

Personen.

Der König Herodes.
Ein Adjutant des Königs.
Wolf, Viertelsmeister zu Bethlehem.
Sara, seine Frau.
Hirsch, Bürgermeister,
Levi, Stadtschreiber,
Michel David, Syndikus,
Schmuel, Baumeister,
} Rathsherren zu Bethlehem.
Mehrere Rathsherren.
Ein Herold.
Ein Tambour.
Viele Juden, Bürger zu Bethlehem.
Schneider, Schuster, Friseurs, Böttcher, Kaufleute, Zimmerleute, Schmiede zu Bethlehem.
Viele Soldaten des Herodes.
Eine Menge schöner Mütter.
Kinder, so viel nur aufzutreiben sind.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Freier Platz in Bethlehem. Im Hintergrunde Jahrmarkt. Viele Buden. Verkäufer und Käufer in Menge.

Chor der Verkäufer.

Luſtig! luſtig! Schachermachei!
Luſtig! luſtig! Alle herbei!
Engliſch Patent und Prager Gold!
Nürnberger Waare, ſo viel ihr wollt;
Schwefelhölzchen und Federſpuhlen!
Philoſophie aus allen Schulen!
Wenig Wolle und vieles Geſchrei
Von der neueſten Poeterei!
Alles billig und Alles echt!
Liebe Leute, kauft nur recht!
Luſtig! luſtig! Schachermachei
Luſtig! luſtig! Alle herbei!

Chor der Käufer.

Ei! Ei! Ei!
Schöne bunte Waare
Vielerlei!
Roth und gelb und blau und weiß!

Alles um einen billigen Preis!
Schöne Tücher,
Weit hergeführt!
Bilderbücher,
Hier fabrizirt!
Böhmische Steine an bunten Bändern!
Zarte Gedichte in zarten Kalendern!
Pfefferkuchen und Kinderfahnen!
Liebesthränen in hundert Romanen!
Laßt uns kaufen und nach Hause tragen!
Wenig für's Herz und viel für'n Magen!
Ei! Ei! Ei!
Schöne bunte Waare
Vielerlei!

Beide Chöre zusammen.
(Fugensatz.)
Nichts geht über'n Jahrmarkt zu Bethlehem!

Zweiter Auftritt.

Zimmer in Wolfs Hause.

Sara allein. (Setzt sich, den Kopf mit der Hand gestützt, an einen Tisch und liest. Springt auf einmal mit Enthusiasmus auf und drückt das Buch an ihre Lippen.)

Das wäre nur ein Traum? das wäre nur Chimäre?
Du hast mich tief gerührt, dir fließt die wärmste Zähre!
Du machst den Sinn mir mild, das Herz wie Butter weich!
Das echte Seelenbad bleibt doch der Thränenteich!

Dritter Auftritt.

Sara. **Wolf** tritt pfeifend zur Thür herein. (Sara, verdrießlich über dieſe Unterbrechung, wirft ſich wieder in den Stuhl und will fortleſen.)

Wolf (geht, die Hände übereinandergeſchlagen, auf und ab).
Ich kann Dir nicht beſchreiben, liebe Sara,
Wie mir ſo wohl zu Muthe heute iſt!
Als hätte mir Hewodes, unſer König,
Ein Dutzend Seelen mehr geſchenkt! Es iſt
Doch wahrlich wunderſchön, daß unſer Schacher
So ungeſtört in ſeinem Gleiſe bleibt,
Indeß ringsum die andern Juden alle
Von einem Markte zu dem andern betteln
Und kaum das arme Leben mühſam friſten.
Wir ſitzen warm in unſerm Bethlehem,
Und wuchern uns zu Ehr' und Reichthum auf!
Da kommen dann geränderte Dukaten
Und Lugedore aus verſchloßnen Laden!
Was ſollen wir doch mit dem plumpen Rande?
Beſchnittnes Gold kurſirt von Land zu Lande!
Die Zeit iſt ſchwer und herzlich dumm die Welt!
In kleine Taſchen taugt kein großes Geld!
Läßt gleich das Publikum dabei die Haare —
Leicht iſt der Sinn und leicht ſei auch die Waare!

Sara.
Wie ſprichſt Du doch, o Wolf! mein ſtill Gemüthe
Hat durch Lektüre höher ſich gebildet.
Beſchneide immer Deine Lugedore,
Nur ſag' es nicht dem zart verwöhnten Ohre!

Wolf.

Was soll ich Dir die Freude doch verbergen,
Und den Triumph, den ich im Innern fühle,
Daß ich in Bethlehem der Schlauste bin,
Und All' im Schacher listig überwinde?
Man rühmt den Joel, preist den Schewa an,
Und — unter uns gesagt — (leise) ich bin nicht werth,
Die Riemen ihnen an den Schuh'n zu lösen —
Doch kaum laß ich mich sehn, so klatscht die Menge
Mir tobend ihren Beifall zu! Du weißt
Es wohl, die Menge hat viel Beutel,
In vielen Beuteln trifft man vieles Geld;
Ich bin ein Weltmann, und — ein Mann der Welt.

Sara.

Pfui, Wolf! Im Almanach für elegante Seelen
Hab' ich mit Andacht kürzlich erst gelesen,
Daß das, was rechte fette Bissen gibt,
Nur selten Ehre sei. Zu dem begreif'
Ich nimmermehr, wie Du so viele Leute
Mit Deiner Einfalt noch bezaubern kannst,
Daß Alle wie besessen zu Dir laufen,
Dein Schwatzen hören, Deine Waare kaufen!

Wolf.

Wie ich das mache, will ich bald Dir sagen:
Ich rede Jedem, wie er's haben will,
Von seinen Verwandten und Gevattern sprech' ich viel,
Ich sag' ihm, daß die Griechen und die Römer,
So hoch man sie auch preist — nichts Anders sind,

Als wie die Juden jetzt in Bethlehem.
Ich spreche rührend mit den alten Weibern,
Und equivok mit jungen Libertins,
Von Liebe plaudr' ich alten Jungfern vor,
Zur Garnison sprech' ich von Heldenmuthe.
Sodann erzähl' ich auch von meiner Wanderschaft,
Wie mich Herodes grimmig einst behandelt,
Und wie ich da in unschuldsvollen Jammern
Die Hände wund gerungen, wie sich dann
Der König wieder huldreich mein erbarmet
Und mir ein stattlich Schmerzensgeld bezahlet.
Das Alles, sieh'! erzähl' ich lang und breit,
Und schmück' es aus, wie's Jeder haben will,
Mit O! und Ach! mit Tugend und mit Rührung;
Da seh' ich stromweis warmes Wasser laufen,
Und wer dann bei mir ist, muß meine Waare kaufen!

Sara.

Verächtlich ist die Heuchelei! und doch
Hast Du die Künste noch nicht all' genannt,
Womit Du Bethlehem so oft bezauberst,
Noch mußt Du Deiner Kinder auch gedenken,
Die Vieler Herzen Dir zum Vortheil lenken!

Wolf.

Ja, das ist wahr, Gott hat mich reich gesegnet!
So liebe Kinder hat er mir gegeben,
Die ich gar herrlich zu gebrauchen weiß.
Es ist zwar stets der Kinder erste Pflicht,
Ein Stücklein Brod den Aeltern zu verschaffen,

Und Viele ziehn herum von Dorf zu Dorf
Und betteln Nahrung für die armen Aeltern;
Doch haſſ' ich die gemeine Bettelei,
Mit meinen Kindern treib' ich freie Künſte,
Und habe Ehre g'nug und vieles Geld gewonnen!
Bin ich nicht Viertelsmeiſter ſchon in Bethlehem?
Und wenn der alte Hirſch, der Burgemeiſter, ſtirbt,
Dann, Sara, putze mir die Buben und die Mädchen,
Dein Wolf regiert alsdann allein das reiche Städtchen.

Sara.

Ach! werde was Du willſt, Du bleibſt doch, was Du biſt,
Mich freut Dein Glück bloß um der Kinder willen.
Du biſt gemein, doch die ſind immer gut
Und zartes Herzens wie die zarte Mutter.

Wolf.

Ei dummer Schnack mit Deinem zarten Herzen,
Ich ſpreche wohl davon, doch glaub' ich nie daran. —
Doch, Sara, laß uns nicht vergeblich ſtreiten,
Froh kam ich her, froh will ich wieder gehn!
Noch eine Neuigkeit muß ich Dir ſagen:
Du kennſt das droll'ge Männchen, meinen Ladendiener,
Der meine Waare ſo ausnehmend preiſt,
Voll Galle ſtrotzt und Jeden wacker ſchimpft,
Der mich und ihn nicht reſpektiren will,
Der handelt mit mir nun in Kompagnie.
Ihm fehlte mein Genie, mir fehlte ſeine Galle,
Doch ſind wir nun vereint, wir überwinden Alle.

Sara.

Wie tief gesunken und wie schlecht Du bist,
Wirst Du Dich nie als Mann von Ehre zeigen?
Am Ende kletterst Du auf einen Haufen Mist
Und denkst in den Olymp zu steigen!

Wolf.

Laß gut sein, Sara, bin ich nur erst drin,
Verächtlich werf' ich dann die schlechte Leiter hin,
Und fahre alle meine Feinde an,
Wie König Herodes mit mir gethan;
Dann, Sara — Halt! was gibt's?

(Man hört die Sturmglocke, Feuerlärm.)

Sara.

Au weih!

Wolf.

Ich höre Glocken — Feuersturm — die Trommel —

Sara.

Ach, Wolf, mein zartes Herz, die schwachen Nerven!
Wir sind verloren.

Wolf.

Sorge nicht!
Es ist Spektakel, schließ' die Kinder ein!
Ich eile hinaus und lasse Dich allein!
Wolf muß bei allem Spektakel sein!

Vierter Auftritt.

Oeffentlicher Platz vor dem Rathhause. Sturmglocken gehen, die Trommeln wirbeln. Eine Menge Juden laufen ängstlich durch einander.

Erster Jude.

Herodes!

Zweiter Jude.

Ich bin des Todes!

Dritter Jude.

Mit seinem Kriegsheer,
Wie Sand am Meer.

Vierter Jude.

Das glaub' ich nimmermehr.

Erster Jude.

Ei seht doch! schön!
Hat ihn doch der Michel David selber gesehn!
Da hat er gesessen auf dem Throne mit ganzer Pracht
Und hat en Paar gewaltige Glotzen gemacht!

Dritter Jude.

Jo, Jo! und da hat er gefunkelt wie'n Edelstein
Und hat gegrunzt wie'n wildes Schwein!

Zweiter Jude.

O Mai! o Mai!

Vierter Jude.

Nun ist's mit Bethlehem ganz vorbei!

(Läuft schnell ab und rennt gewaltig an den Burgemeister, der eben auftritt.)

Fünfter Auftritt.

Hirsch, Burgemeister zu Bethlehem. Die Vorigen.

Hirsch (taumelnd).

Nun muß der Kerl so unvernünftig rennen,
Kann er nicht den Burgemeister erkennen?

Vierter Jude.

Ei, Burgemeister her! Burgemeister hin!
Ich weiß vor Angst nicht, wer ich selber bin!

Hirsch.

Wie soll der Herr die Stadt verschonen,
Wenn solche Flegel drinnen wohnen!

Vierter Jude.

Herr, wenn der Feind nicht vorm Thore wär' —
Ich wollt's ihm zeigen bei meiner Ehr'!

Viele Stimmen.

Stille, Stille! zankt nicht heute!

Hirsch.

Sagt, was gibt es, liebe Leute?

Erster Jude.

No! was wird's geben?
Morgen sind wir Alle nicht mehr am Leben,
Sitzen in Abrahams Schooß,
Sind den Schacher los!

Zweiter Jude.

O Mai! O Mai! wie wird's uns ergehen?

Hirsch.

Noch kann ich Euch nicht verstehen,
Gibt es Unglück? Feuersflammen?

Dritter Jude.

Ei, so nehmt's Gehirn zusammen!
Sag' ich doch, mit Roß und Mann
Zieht der König Herodes heran,
Schlachtet uns Alle jämmerlich heute
Und versalzt uns die Jahrmarktsfreude!

Hirsch.

Das wolle Gott nicht, edle Bürger!

Erster Jude (die Gasse hinunterzeigend).

Seht nur! seht, da schickt der Würger
Einen Herold zu uns her.

(Wolf kommt eilig durch die Kouliſſen linker Hand. Hirſch eilt auf ihn zu.)

Hirsch.

Wolf, Du edler Viertelsmeister!
Steh' mir bei, die Zeit ist schwer!

Wolf.

Gott zum Gruß, Herr Burgemeister,
Euch zu helfen komm' ich her!

Hirsch.

Laßt sogleich das Thor verrammeln!
Laßt den hochweisen Rath versammeln!
Laßt uns singen! Laßt uns beten!

Wolf.

Laßt erst den Herold vor Euch treten,

Hört, was er für Botschaft bringt,
Dann erst rathet, betet und singt!

Hirsch.

O Du Ausbund aller Weisheit,
Du erlangst gewiß den Preis heut'.
(Zu den Bürgern.)
Wir befehlen Euch in Gnaden,
Thut sogleich wie er gerathen.
(Eine Deputation geht ab, den Herold zu holen.)

Wolf.

Ihr Andern steht Alle und wartet mit Demuth,
Schneidet Gesichter voll Jammer und Wehmuth!
Wenn er Euch ansieht — macht höfliche Mienen,
Wenn er Euch fragt — sprecht: Ihnen zu dienen,
Seid hübsch artig und elegant,
Und habt die Thränen gleich bei der Hand!

Hirsch.

Da kommt er! nun geb' ich Audienz.
Ihr Flegel! so macht doch Eure Reverenz!
(Alle machen ein tiefes Kompliment. Der Herold tritt auf.)

Herold.

Wer ist der Oberste unter Euch hier?

Hirsch (mit vielen Bücklingen).

Diese Ehre, mein Werthester, ruht auf mir.

Herold.

Wahrlich, sie soll Dich nicht lange mehr zieren,
Du sollst am ersten das Leben verlieren!

Hirsch.

Ei ei, mein Theurer! Gott behüte!
Dafür bürgt mir Ihr edles Gemüthe!

Herold.

Ich ſchwör' Euch, morgen ſoll kein Gebein
Von ganz Bethlehem mehr lebendig ſein!
Drum rath' ich Euch, ſterbt unverdroſſen
Und laßt mir all' die Narrenspoſſen!

Hirſch.

Ihnen zu dienen, mein werther Gönner!
Doch Sie ſind ein Menſchenkenner,
Sie wiſſen wohl, der Menſch iſt nicht dumm,
Wenn er ſterben ſoll, will er wiſſen, warum?

Herold.

Warum? warum? welche tolle Frage!
Der König befiehlt es, das liegt am Tage —
Wer iſt's, der dem Könige widerſteht?
Hier iſt der Befehl ſeiner Majeſtät!

Hirſch.

Sie ſind gegen uns ſo gütig geweſen —
Wollen Sie nicht den Befehl auch leſen?

Wolf (bringt einen Stuhl).

Belieben Sie nur auf dieſen Stuhl zu ſteigen,
Da können Sie ſich dem Volke beſſer zeigen!
Steigen Sie nur hinauf mit den ſchmutzigen Schuh'n,
Ich pfleg' es immer auch ſo zu thun.

Herold (ſteigt auf den Stuhl und lieſt).

Wir Herodes von Gottes Gnaden
König zu Jeruſalem,
Großfürſt zu Bethlehem,
Herzog zu Kion,
Gefürſteter Abt zu Zion,

Und Herr von vielen Ländern und Meeren,
Die Uns gehören und nicht gehören.

Einwohner von Bethlehem, Wir haben erfahren,
Daß Ihr schon seit vielen Jahren
Verdammte Jakobiner seid.
Auch geht die Sage weit und breit,
Daß mancher Hasenfuß unter Euch lebt,
Der nach der Königswürde strebt.
Da Wir nun auf so harte Beschwerden
Die Meinung unsers Divans hörten,
So thäten unsre Minister sagen,
Es sei am besten, Euch Alle todtzuschlagen.

Diese Maßregel haben Wir approbirt
Und Unsre Truppen vor Eure Stadt geführt.
Bestellt nun eilig Euer Haus
Und liefert Eure Waffen und Schätze aus;
Denn Jeden soll der Teufel holen,
Bei dem man noch findet Dukaten und Pistolen!
Und morgen beim ersten Sonnenstrahl
Kommt hinaus auf die Wälle allzumal,
Da wird man Euch Alle nach Standesgebühren
Durch die Guillotine in Abrahams Schooß spediren.

Also sollt Ihr Unsern gnädigen Willen
Ohne Weigerung stracks erfüllen,
Denn Ihr seid Alle Kinder des Todes.
Gegeben in Unsrer Residenz

Herodes.

Viele Stimmen.

O Mai! o Mai! Uh! Uh! Uh! Uh!

Wolf.

Heult immer zu! heult immer zu!

Herold.

Was hilft das Jammern, was hilft das Heulen!
Ihr wißt den Befehl, ich muß nun eilen.

Hirsch (seufzend).

Hatte je im ganzen Judenland
Ein Burgemeister so einen harten Stand!
Ach, Viertelsmeister, wißt Ihr Rath?

Wolf (zuckt die Achseln).

Jetzt weiß ich keinen in der That;
Doch seht nur, daß Ihr Zeit gewinnt.

Viele Stimmen.

Fort mit dem Herold! fort! geschwind!

Andere.

Laßt uns den Herold zur Stadt 'naus schmeißen!

Alle.

Ja, ja! wir wollen ihm die Wege weisen!

Hirsch.

Ach, welche Sitten! du liebe Zeit!
Das wär' ja wider alle Höflichkeit!
Nein, bester Mann, ziehn Sie mit sicherm Geleit.
Wir wünschen dem Könige langes Leben
Und bitten, uns bis morgen Bedenkzeit zu geben.

(Herold ab.)

Hirsch.

Ach, geliebter Viertelsmeister,

Levi — Michel — Wolf — wie heißt Er?
Hab' ich Alles doch vergeſſen,
Will mir's doch die Bruſt zerpreſſen,
Wär' denn wirklich keine Gnad'?
Großer Kopf, weiß Er nicht Rath?
Hat Er noch nichts ausgeſpürt?

Wolf.

Geht nur aufs Rathhaus und delibrirt,
Laßt mich allein, ich bin ein Genie.
Diesmal gilt es — oder nie!

(Wolf ab.)

Hirſch.

Ach, mir iſt mein Herz zerriſſen!
Ach, wie wird es morgen ſtehn!
Weil wir nicht zu rathen wiſſen,
Laßt uns auf das Rathhaus gehn.
Ihr Bürger, fleht in Staub gebückt,
Daß Gott Verſtand vom Himmel ſchickt!

(Geht aufs Rathhaus.)

Chor der Bürger.

O Jerum! Jerum! Jerum!
Welch eine Mutatio rerum!
O Jerum! Jerum! Allen
Iſt ganz der Muth gefallen!
Ein Jeder iſt ein armer Tropf,
Kann ſich vor Angſt nicht rühren!
Ach hätten wir doch keinen Kopf,
So könnten wir keinen verlieren!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Saal im Rathhause zu Bethlehem.

Hirsch der Burgemeister, Levi der Stadtschreiber, Michel David der Syndikus, Schmuel der Baumeister, und mehrere Rathsherren, sitzen an einer langen Tafel und besehen ihre Nasenspitzen. Lange Pause. Hierauf

Chor der Rathsherren
(wobei sie sich die Stirn nach dem Takte reiben).

Ei! Ei! Ei!
Schwer wie Blei!
Immer dumm und immer dumm
Geht's in unserm Kopf herum
Ach, wie ärmlich!
Wie erbärmlich!
Kein Gedank' auf keiner Seite,
In des Kopfes leerer Weite
Todesstille, jämmerlich!

Levi.

Herr Burgemeister, belieben Sie vorzutragen.

Hirsch.

Ach, liebe Herr'n Kollegen! 's ist Gott zu klagen!

Was gibt es wohl da noch vorzutragen?
Was soll bei der Noth die Formalität,
Ihr wißt ja Alle, wie schlimm es steht!

Levi.

Erlauben Sie! wär' auch der Teufel da,
Das Nöthigste sind die Formalia.

Schmuel.

Ja, ja, der Meinung bin ich auch,
Ein Hochweiser Rath läßt es beim alten Brauch!

Michel David.

Welche alberne Pedanterie!

Schmuel.

Sie sind ein Schwindelkopf, schweigen Sie!

Levi.

Soll mir Gott! wozu soll die Neuerung nützen?

Michel David.

Ich bitte, mich vor allen Injurien zu schützen.

Hirsch.

Meinetwegen! Es bleibe beim Alten,
Ich will vor meinem Ende noch den Vortrag halten;
Aber, werthe Herr'n Kollegen, laßt uns nicht zanken,
Sonst vergehen mir vollends die Gedanken!
Unser gnädigster Landesvater ist
Mit seinen Soldaten vor'm Thore, wie Ihr wißt,
Und hat uns bis morgen Bedenkzeit gegeben,
Dann nimmt er uns Allen das arme Leben.
Sage nun Jeder, was er für's Beste hält,

Ich, für meinen Theil, gebe Valet der Welt!
Bedenke nur ein Hochweiser Rath,
Was iſt das Leben? In der That,
Herr Baumeiſter und Herr Syndikus,
Ein Jammerthal! eine taube Nuß!
Herr Stadtſchreiber, ſeit wir in die Pandekten
Zum erſten Male die Naſe ſteckten,
Was haben wir nicht in ſo vielen Jahren
Alles für Kreuz und Trübſal erfahren!
Was haben wir nicht für dumme Streiche gemacht,
Eh' uns der Himmel ins Amt gebracht!
Und als wir kamen zu Ehren und Würden,
Was waren es anders als ſchwere Bürden?
Wie oft war der Teufel im Städtchen los?
Der Verſtand war klein, die Noth war groß!
Der Kopf war immer unſre Pein,
Drum denk' ich, ohne Kopf werden wir ruhig ſein!
Ich fürchte mich auch nicht vor dem Tode,
Macht's uns doch unſer Herr König kommode!
Er führt uns ſchnell über des Grabes Schwelle,
Und iſt man drin, liegt man auf Einer Stelle.
Die ganze Ewigkeit vergeht
Und man liegt immer in ſeiner Kommodität!
Somit hab' ich meine Meinung geſagt,
Ein Jeder thue nun, wie ihm behagt!

Levi.

Nicht alſo! Hochweiſe Magnifizenz,
Behüte uns Gott vor ſolcher Sentenz!
Es hat uns zwar, wie Eure Weisheit geſagt,

Im Leben gar Manches daß geplagt,
Auch hat uns der Kopf gewaltig geschoren,
Und ich gäb' ihn drum herzlich gern verloren;
Aber, wenn man recht gründlich bedenkt,
Was Alles mit dem Kopfe zusammenhängt,
Daß Mund und Magen und der köstliche Appetit,
Alles mit ihm von dannen flieht —
Gewiß — Sie sehn das selber ein,
Dann muß man andrer Meinung sein!
Soll mir Gott! daß ich ins Grab gerieth!
Was ist der Mensch ohne Appetit!

Viele Stimmen.

Ja, ja! das war ein großes Wort!
Lieber Herr Stadtschreiber, fahren Sie fort!

Levi.

Sie sind mir also nicht entgegen?
Das freut mich, meine Herr'n Kollegen.
Es gereicht Ihrem Verstande zu großen Ehren!
Nun sollen Sie mich auch weiter hören:
Lassen Sie uns sachte von hier wegschleichen
Und zu Hause in meinen Keller steigen,
Da wollen wir uns nach und nach versammeln,
Und hernach die Thüre aufs Beste verrammeln.
Ich schwör' Ihnen, da sind wir so sicher versteckt,
Daß uns kein Mensch in der Welt entdeckt!
Ich besorge, was zur Leibesnahrung vonnöthen,
Zwei delikate Trüffelpasteten,

Kaviar, Schinken und göttlichen Sterlet,
Alles appetitlich und Alles nett!
Und ein Weinchen auf der Zunge so leicht,
Das feurig und gewürzig hinunterschleicht!
Während nun der König die Bürgerschaft,
So mir nichts, dir nichts, von der Erde schafft,
Da liegen wir und schlafen unser Räuschchen aus,
Und ist er fort — kommen wir wieder heraus!

Viele Stimmen.

Hahaha! das muß man loben.

Andere.

Das werde zum Senatuskonsultum erhoben.

Andere.

So lange der Rath hier zusammengekommen,
Hat man noch nie solche Weisheit vernommen.

Michel David

(springt heftig auf und schlägt auf den Tisch).

Wie? bin ich nur ein Strohmann hier?
Fragt das Kollegium nicht nach mir?
Kriecht in Keller, feige Memmen,
Freßt Kaviar und Butterbemmen —
Ich mache nicht viel Federlesen,
Bin von jeher Renommist gewesen!
Habe mich als Student zur Wehre gestellt,
Wenn mich auf der Gasse ein Hund angebellt, —
Und hier sollt' ich's geduldig leiden,
Wenn mir der König läßt den Hals abschneiden?

Das wär' mir so! — Was? schwere Noth!
Ich fordr' ihn 'raus und mach' ihn todt!
Auf Stich oder Hieb oder auf den Schuß!
(Fährt in der Hitze der Gestikulation dem Baumeister in die Perrücke.)
Es gibt in Bethlehem noch Kourage!
Er soll denken an den Syndikus!

Schmuel.

Ei! Ei! Sie sind ein grimmiger Page!
Schlagen Sie ihn zehnmal todt — meinetwegen —
Sie müssen nur nicht so mit den Händen fegen!
Man kann wohl seine Kourage preisen,
Muß nur nicht den Leuten die Perrücken zerreißen!

Levi.

Herr Kollege, Sie sind ein Brausewind!

Schmuel.

Ein Schwindelkopf, ein albernes Kind.

Hirsch.

Inkommodiren Sie sich nicht mit Ihrer Eloquenz,
Es bleibt bei unsrer vorigen Sentenz!

Alle, außer Michel David.

Ja ja ja ja, das ist das Beste,
Wir bleiben bei unserer Meinung feste!

Hirsch.

Aber, werthe Herr'n Kollegen, wie wird's uns gelingen,
Unsern Entschluß der Bürgerschaft beizubringen!

Schmuel.

Ew. Weisheit darf den Bürgern nur ſagen,
Sie ſollen ihr Kreuz geduldig tragen.

Levi.

Allerliebſt! damit iſt alle Noth gewandt!
Mit dieſer Sentenz ſind die Bürger bekannt.

Hirſch.

Wohlan, ſo laßt die lieben Unterthanen kommen!

(Ein Rathsherr ſteht auf, geht nach der Thür und macht ſie auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Bürger zu Bethlehem, Schneider, Schuſter, Schmiede, Zimmerleute, Böttcher, Friſeurs, Kaufleute u. ſ. w., Jeder mit den Attributen ſeines Handwerks verſehen, treten herein und ordnen ſich hinter den Schranken. Lange Pauſe.

Hirſch

(dreht ſich langſam auf dem Stuhle herum, räuspert ſich).

Geliebteſte uns anvertraute Herde,
Was iſt zu thun bei dieſen argen Wehn?
Hier muß der Weiſeſte auf Gottes weiter Erde,
Dem Ochſen gleich, am Berge ſtehn!
Ihr Alle, theure Bürger, wißt,
Wie tief die Weisheit des Rathes iſt;
Doch hört ein Quell zu fließen auf,
Man ſchöpft auch einen Brunnen aus,
So iſt bei dieſer Zeiten Lauf
Auch alle Weisheit aus.

Doch wollen wir dieſen Rath Euch geben:
Was auch geſchieht, bleibt immerdar
Geduldig, folgſam und ergeben!

Michel David

(ſchlägt auf den Tiſch, daß die Dintenfäſſer umfallen, und ſpringt auf den Stuhl).

Nein, Bürger zu Bethlehem! Kampf und Streit!
Ihr Zimmerleute, haltet die Aexte bereit!
Ihr Schuſter, das Pech! Ihr Schmiede, die Hammer,
Ihr Andern brecht ſchnell in die Pulverkammer,
Laßt uns alle Flinten laden!
Nehmt die Spieße von den Braten!
Laßt die große Trommel raſen!
Laßt den Trompeter vom Thurme blaſen!
Ihr Böttcher ſchlagt an die leeren Fäſſer!
Das macht den Lärm um Vieles größer!
Laßt alle Schlüſſelbüchſen platzen!
Laßt uns den Roſt von den Degen kratzen!
Legt alle Eure beſten Waffen an!
Ich Michel David ziehe voran!

Hirſch.

Herr Kollege!

Levi.

Schweigen Sie ſtill!

Schmuel.

Wo denken Sie hin!

Hirſch.

Ihr Bürger, das komme Euch nie in den Sinn!

Michel David (mit höchstem Affekt).

Wer unterſteht ſich, daß er mich meiſtert?
Ich bin im Eifer! ich bin begeiſtert!
Im Buſen iſt mir ein Feuer entbrannt!
Ich nehme das Schwert, das ſcharfe, zur Hand!
Ich trage die Fahne Euch Allen voran!
Ich wandle muthig die Heldenbahn!
Zum Siege führt mit Adlers Schnelle
Der kühne Syndikus, der reine Junggeſelle!

Die Bürger (wild durch einander).

Zu'n Waffen!
Zu'n Waffen!
Wir wollen ſie ſpießen!
Mit Peche begießen!
Mit glühendem Eiſen
In Stücken zerreißen!
Fort! Fort!
Immer fort!

(Gehen wild und polternd ab.)

Hirſch.

Herr Kollege! Was ſoll die Hitze?

Schmuel.

Die Schwindelei iſt zu gar nichts nütze!

Hirſch.

Der Weiſe bleibt zu jeder Zeit
Immer in ſeiner Bequemlichkeit!

Levi (zitternd).

Ach Gott! ich habe den Tod davon!
Die entſetzliche Alteration!

Wie kann man mich wohl so erſchrecken!
Nun wird mir heute kein Biſſen ſchmecken!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Wolf tritt herein und nähert ſich mit vielen Bücklingen den Schranken.

Wolf.

Hochedle, weiſe und geſtrenge Herr'n,
Darf ich mich unterſtehn, vor Euch zu kommen?

Hirſch.

Genie von Bethlehem! wir ſehn Dich gern,
Der Magiſtrat heißt herzlich Dich willkommen!

Wolf.

Hochedle Herren! Es iſt Zeit, dünkt mich,
Daß ein freimüthiges Genie, wie ich,
Die Weisheit, die es längſt im Buſen gehegt,
Mit vielem Pompe zu Markte trägt!
Denn ſeltſam hat ſich die Zeit verkehrt,
Die größten Köpfe ſind toll und bethört,
Ich aber bin, wie ſich's am Ende wird zeigen,
Wirklich ein Viertelsmeiſter ſonder Gleichen,
Und gedenke noch bei meinem Leben
Dem Zeitalter einen neuen Schwung zu geben!
Auch gegen die Noth, die uns Herodes macht,
Hab' ich ein ſichres Mittel erdacht!

Hirſch.

Hab' ich's nicht geſagt, daß der große Geiſt
Uns noch am Ende aus der Klemme reißt!

Levi.

Ja ja, es gibt noch große Geister!

Schmuel.

Der größte bleibt doch unser Herr Viertelsmeister!

Wolf.

Wohlan, meine Herren! Es ist offenbar,
Wie stark ich von jeher im Rühren war.
Alt und Jung, Groß und Klein,
Seif' ich mit Thränenwasser ein!
Und wenn mir's beliebt und wenn mir's gefällt,
So heult in Strömen die ganze Welt,
Und mächtig steigt die Thränenfluth,
Wohl über die Haube, wohl über den Hut,
Daß alle die zärtlichen Herzen bei Haufen
In ihrem eigenen Wasser ersaufen!
Ja, mehrmals hab' ich's schon probiert,
Und manchen Bramarbas so tief gerührt,
Daß, wenn er nicht darüber einschlief,
Ihm am Ende das Wasser aus den Augen lief.
Von Kindern war besonders die Wirkung groß,
Und laß ich einmal alle Kinder los —
Ich setze zum Pfande Seel' und Leib,
Herodes heult wie ein altes Weib!

Schmuel.

Herr Viertelsmeister, das läßt sich hören.

Levi.

Ja ja, wir wollen ihm 's Rühren nicht wehren!

Hirsch.

Verfahren Sie mit Ihren Kindern nach Belieben,
Doch bitt' ich's nicht auf uns zu schieben,
Wenn par malheur das Ding nicht geht,
Und der König Allen den Hals umdreht.

Wolf.

Haha! daran denk' ich nicht von fern!
Dafür werd' ich schon sorgen, Ihr Herr'n,
Aber meine Kinder? die machen nicht genug Effekt —
Ich ersuche Sie mit vielem Respekt,
Haben Sie die Güte, mir bis-morgen
Alle Ihre lieben Kinderchen zu borgen!
Auch schreiben Sie sogleich hier vom Rathhaus
Eine allgemeine Kinderlieferung aus,
Denn bei solchen harten Sündern
Reicht man kaum mit hundert Kindern!

Michel David.

Nun meinetwegen! das geh' ich ein!
Das wird ein kurioser Spektakel sein!

Schmuel.

Wohlan, es sei!
Das trägt zur guten Erziehung bei.

Levi.

Nein, werther Herr Viertelsmeister! Nicht also!
Mein Davidchen, meinen Salomo,
Die geb' ich auf keinen Fall dazu,
Um Moses willen, die lassen Sie in Ruh'!

Wolf.

Mein lieber Herr Stadtſchreiber, faſſen Sie Muth!
Ich kenne den König Herodes zu gut.
Sie haben ja insgeſammt geleſen,
Wie er einmal gegen mich grimmig geweſen,
Und wie er mich ganz erbärmlich traktirt!
Aber am Ende hab' ich ihn doch gerührt,
Und er hat alle ſein Unrecht bekannt
Und mich einen ehrlichen Schuſter genannt,
Auch mir das Teſtimonium gegeben,
Ich ſei ein Genie durchs ganze Leben.
Auch verſteh' ich, wenn die Noth mich drängt,
Wie man den Mantel nach dem Winde hängt!

Schmuel.

Herr Viertelsmeiſter! glauben Sie mir,
Sie ſind von Verſtand ein Wunderthier!

Wolf (mit ſüßem Lächeln).

Sie ſind zu gütig, meine Herr'n!
Doch was man wünſcht, das glaubt man gern!

Hirſch.

Wollen Sie nicht unſre Neugier ſtillen,
Und uns den großen Plan enthüllen?

Wolf (ſich brüſtend).

Ein Mann, wie ich, von ſolchem Gewicht,
Verräth vor der Zeit ſeine Plane nicht.
Laſſen Sie das genug ſich ſein,
Am Ende wird's Heulen allgemein!

(Mit höchstem Pathos.)

Sterbekittel, Blumenkränze,
Kinder noch im ersten Lenze,
Vaterthränen, Mutterklagen,
Angst, Betrübniß und Verzagen,
Beten, Singen, Jammerreden
Sind zu meinem Zweck vonnöthen!
Sucht, o sucht im ganzen Städtchen
Schöne Buben, schöne Mädchen!
Schont die Thränen, schont sie nicht,
Bis Herodes Herze bricht!

(Geht triumphirend ab.)

Hirsch.

Wo solch ein Geist gesprochen hat,
Wird alles andre Gerede matt!

Schmuel.

Wer hätte das gedacht! Ei! Ei!
Am Ende hilft uns eine Kinderei!

(Der hintere Vorhang fällt.)

Vierter Auftritt.

Zimmer in Wolfs Hause.

Sara allein

(geht in Begeisterung auf und ab und macht Verse).

Herrlich! herrlich! Das hätt' ich kaum gedacht!
Wie leicht ist's doch, sich selber auszusprechen!
Wahrhaftig ohne vieles Kopfzerbrechen
Hab' ich mein schönstes Lied im neusten Styl gemacht.

(Deklamirt mit ſchmelzender Empfindung.)

„Im Herzensſchrein
Der Name dein
Steht eingegraben wunderfein!
Im Maien
Sich freuen
Von Neuen
Alle die muntern Pipogelein!

„Das Waſſer glüht,
Mein zart Gemüth
In holdem Wahnſinn Funken ſprüht!
Ferne! ferne
Sind die Sterne!
Ach wie gerne
Säng' ich ein kleines Lied!"

Wie herrlich iſt's doch, Alles objektiv
Ins Ich zu übertragen, und recht tief
Die ſel'gen Töne, euch, ihr Götteraun,
Zu überſchauen!

Fünfter Auftritt.

Sara. Wolf tritt bei den letzten Worten herein.

Wolf.

Ja, überſchaue nur! ich hab' Dir viel zu ſagen.

Sara.

O Wolf, ich kann Dich nicht vertragen!

Wolf.

Das gilt mir gleich. Mach' fort! Fang' an!
Zieh' jedem Kinde ein Sterbekleid an!

Sara.

Wie! willſt Du ſie zum Tode führen?

Wolf.

Ich will damit nur den Herodes rühren!

Sara.

Nimmermehr, Nimmermehr
Geb' ich die Kinder her.

Wolf.

Was? Sind die Kinder nicht auch meine?
Jeder Bürger gibt mir ſeine!

Sara.

Weiß ich doch Keinen in der Stadt,
Der ſo allerliebſte Kinderchen hat:
Denen's ſo flink vom Maule weggeht
Voll Sentiment und Naivetät!
Nein, nimmermehr! nimmermehr
Geb' ich die Kinder her!

Wolf.

Sei vernünftig, Sara! 's iſt große Noth,
Gib ſie her, ſonſt macht uns der König todt.

Sara (pathetiſch).

Was iſt König?
Was iſt todt?
Viel zu wenig!
Lauter Koth!

Mag er mit der Krone prahlen,
Meine Ehr' iſt in Journalen!
Oeffnen Gräber fürchterlich
Ihren weiten, hohlen Rachen,
Lebt doch mein unſterblich Ich
Fort in allen Almanachen!
Und ich kann mit Luſt verweſen,
Denn man wird mich ewig leſen!

Wolf.

Aber, Sara, laß Dir ſagen —

Sara.

Kannſt Du noch zu reden wagen?

Wolf.

Liebſte Sara, höre mich,
Nur um ein Kind bitt' ich Dich.

Sara (verdrießlich).

Meinetwegen, da willige ich ein,
Um Dich nur endlich los zu ſein,
Aber dann laß mich in Ruh'!
Sage, welches begehreſt Du?

Wolf.

Unſern Fritz, den loſen Wicht!

Sara.

Nein, das Kind der Liebe nicht!

Wolf.

Den Markus, die Tullia —

Sara.

Himmel! nein!
Wie würde die Amme Oktavia ſchrei'n!

Wolf.

Nun, oder unſern Wilhelm?

Sara.

Ich dachte gar! der kleine Schelm!
Er half Dir zu der erſten Weihe
Und brachte Dich von Menſchenhaß zur Reue!

Wolf.

Die kleine Kora bitt' ich von Dir!

Sara.

Seit Rolla's Tod iſt ſie die Liebſte mir,
Als Säugling hat ſie ſchon in Sturm und Regen
Die ganze Nacht im Walde gelegen!

Wolf.

Nun ſiehſt Du! ſie kann was vertragen.
Was wirſt Du aber zu Gurli ſagen?

Sara.

Ob ſie ſchon lange nach den Männern lief,
So iſt das Mädchen doch gar zu naiv!

Wolf.

So gib mir Emma, die kleine Braune!

Sara.

Die jüngſten Kinder meiner Laune
Sind gar zu allerliebſt und wunderſchön,
Die laß ich nicht aus dem Hauſe gehn!

Wolf.

Nun ſiehſt Du wohl, Du kannſt Dich nicht entſchließen.

Sara.

O Wolf, ſieh' meine Thränen fließen!

Wolf.

Laß mich nur mit Allen ziehn,
Setz' Dich hin, mach' Elegien!

Sara.

Wie? Du spottest meiner Leier?
Geh', Du bist ein Ungeheuer!

Wolf.

Ei so mache meinetwegen ein böses Gesicht,
Ich hole die Kinder und frage nicht!

(Wolf ab.)

Sechster Auftritt.

Sara allein.

Götter! Götter! ach der Bube
Geht nun in die Kinderstube!
Ach wie öde, still und leer
Ist nun Alles um mich her!
Armes Herz! Geduld! Geduld!
Wirf Dich an dein Schreibepult!
Zu Terzinen,
Zu Sonetten,
Dich im kühnen
Flug zu retten
Mache wieder
Ew'ge Lieder!
Hinter Reim und Assonanzen
Läßt die Leerheit sich verschanzen!

Siebenter Auftritt.

Freier Platz in Bethlehem vor dem Rathhause.

Zwei Bürger.

Erster Bürger.

Gott sei Dank, daß ich aus dem Hause bin,
's ist nichts, wie Heulen und Schreien darin!

Zweiter Bürger.

Aber der Wolf, das muß man ihm lassen,
Kann doch große Gedanken fassen!

Erster Bürger.

Ei, die Menschen martern und quälen,
Kann ich nicht zu den großen Gedanken zählen,
Er knickt in jedem edeln Gemüthe
Der großen Thaten geheime Blüthe,
Und macht uns Alle zu erbärmlichen Betteln,
Die durch Heulen und Schreien das Leben erbetteln.

Zweiter Bürger.

Ei, ei! Das sagt Ihr nur aus Neid,
Ihr armer Mann seid nicht halb so gescheidt.

Erster Bürger.

Eine solche Gescheidtheit nenn' ich klein,
Ein Mann muß wissen, groß zu sein.

Zweiter Bürger.

Als ob der Wolf nicht groß genug wär',
Was fehlt ihm denn an Größ' und Ehr'?

Erſter Bürger.

Nachbar, Ihr wißt ja, wie ich bin,
Ich habe ſo meinen eignen Sinn,
Ich denke, das wahre Große in der Welt
Iſt immer nur das, was nicht gleich gefällt,
Und wen der Pöbel zum Gotte weiht,
Der ſteht auf dem Altar nur kurze Zeit!

Zweiter Bürger.

Ei, Nachbar, das ſind verrückte Grillen,
Die werden Euch nie den Hunger ſtillen!

Erſter Bürger.

Nun, wenn ich einmal lauter Magen bin,
Dann handle ich gewiß nach Euerm Sinn!

Zweiter Bürger.

O ſchweigt! ich muß Euch herzlich bitten,
Ihr ſeid nicht mit dem Zeitalter fortgeſchritten!

Erſter Bürger.

Ja wohl! da das Zeitalter zur Erbärmlichkeit ſchritt,
Da blieb ich zu Hauſe und ging nicht mit.

Zweiter Bürger.

Ach, laßt mich! was ſoll das Reden frommen?
Da ſeh' ich ſchon die Kinder kommen!

Erſter Bürger.

Nachbar, ich gehe, dem Jammerweſen
Bin ich von jeher nicht hold geweſen.

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Eine Menge Kinder in Sterbekleidern versammeln sich, von ihren Müttern geführt, zu beiden Seiten des Theaters. Jede Direktion wird ersucht, sich zu dieser Szene hübsche Mütter anzuschaffen. Die Proben davon sind in Berlin zu sehen. Mit den Vätern wird's nicht so genau genommen. Der Hochweise Rath von Bethlehem kommt aus dem Rathhause paarweis herabgezogen. Endlich erscheint Wolf mit einer Ruthe und treibt zwanzig Kinder vor sich her. Ein Tambour tritt vor.

Tambour (zu Wolf).

Herr Viertelsmeister, soll ich die Trommel rühren?

Wolf.

Was zu rühren ist, muß man rühren!

Tambour.

Ihr sollt einmal sehn, wie sich's schön ausnimmt,
Ich habe sie heute ins Moll gestimmt.

Hirsch.

Herr Viertelsmeister, ich hab' auf eine Rede studirt.

Wolf.

Hätten Sie sich doch nicht inkommodirt!
In unsern aufgeklärten Tagen
Spricht ein Kalbfell, mit dem Klöppel geschlagen,
Weit edler und kräftiger, glauben Sie es,
Als Cicero und Demosthenes!

Hirsch.

Das hätt' ich nimmermehr gedacht,
Daß ein Kalb nach dem Tode solche Wirkung macht!

(Der Tambour tritt vor das Rathhaus und trommelt, die Kinder ordnen sich zum Zuge. Wolf stellt sich an die Spitze.)

Chor (indem die Kinder fortziehen).

Still und ſtumm,
Geht herum,
Ringt die Hände,
Heult ohn' Ende,
Daß Herodes Zorn ſich wende.
Bethlehemmer,
Opferlämmer,
Will man Euch den Hals abſchneiden,
Geht ihn hin mit tauſend Freuden!
Allenfalls
Wächſt der Hals,
Iſt er auch gleich abgeſchnitten,
Wieder, wenn wir rührend bitten.
Dideldideldum
Still und ſtumm
Geht herum.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Kleiner Platz im Lager des Herodes. Zelte zu beiden Seiten. Im Vorgrunde ein Haufen Soldaten, welche auf der Erde liegen und trinken.

Chor (mit Janitscharenmusik).

Wohlauf in die Runde,
Der Jubel ist groß!
Die Welt geht zu Grunde,
Der Teufel ist los!
Wir sitzen und trinken
Und jubeln und sinken
In Abrahams Schooß!

Zwei Stimmen (mit Pickelflöten).

Ei seht nur, wie das herrlich geht!
Kann man was Schöners finden?
Es hat die Welt sich umgedreht,
Man sieht sie nun von hinten!

Chor.

Wohlauf in die Runde u. s. w.

Zwei Stimmen.

Die Einfalt bläht ſich überall,
Läßt ſich kanoniſiren!
Der Eſel wird zur Nachtigall
Und kann am beſten rühren!

Chor.

Wohlauf in die Runde u. ſ. w.

Zwei Stimmen.

Zum Zeitvertreibe heult man fort,
Und heult ſich gern zu Tode;
Denn Feuerlärm und Kindermord
Sind einmal in der Mode!

Chor.

Wohlauf in die Runde u. ſ. w.

Zwei Stimmen.

Wohlan, ſo ſchlagt ſie Alle todt,
Und wüthet kannibaliſch!
Das ſchmeckt ſo ſüß wie Zuckerbrod
Und iſt ſentimentaliſch!

Chor.

Wohlauf in die Runde,
Der Jubel iſt groß!
Die Welt geht zu Grunde,
Der Teufel iſt los!
Wir ſitzen und trinken
Und jubeln und ſinken
In Abrahams Schooß!

(Beim Schluß des Chores hört man viele Trommeln hinter der Szene.)

Huſar.

Horch! die Trommel! was gibt's im Felde?

Grenadier.

Es iſt die Revue vor's Königs Zelte.

Musketier.

Die Dragoner und die grünen Schützen,
Kriegen heute neue Bärenmützen
Und rothe Troddeln dran.

Grenadier.

Das wäre!
Das iſt ja eine gar zu große Ehre!

Dragoner.

Ja, da ſieht man's, daß Seine Majeſtät
Den Dienſt aus dem Fundamente verſteht!

Freiſchütz.

Geſtern thät's Kabinet den ganzen Tag delibriren,
Ob wir die Stiefeln in Zukunft wichſen oder ſchmieren —

Dragoner.

Ja! aber am Ende ſagten ſie: der Thran
Griffe gar zu ſehre die Naſen an!

Freiſchütz.

Und — um den Befehl ins Kurze zu faſſen —
Sollten wir's nur künftig beim Wichſen laſſen!

Jäger.

Ei ja! das denk' ich auch! Potz Velten!
Wir ſind und bleiben gewichſte Helden!

(Wildes Geſchrei hinter der Szene.)

Der Feind! der Feind! Gewehr 'raus! zu'n Waffen!

Husar.

Gott wird uns doch so arg nicht strafen!

Musketier.

Was? wie? was? wie? Herr Jemine!

Freischütz.

Der Feind ist da! o weh! o weh!

(Laufen wild durch einander ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Szene eröffnet sich. Man sieht das ganze Lager. Im Hintergrunde das Zelt des Herodes. Von fern hört man trommeln.

Ein Detachement Soldaten ist im Mittelgrunde aufmarschirt. Ein Adjutant des Herodes richtet es. Läßt das Gewehr präsentiren.

Adjutant (indem er vor die Fronte tritt).

Helden meiner Wachparade!
Zupft den Busenstreif gerade!
Denn der Tag des Ruhms erglänzt,
Der Euch mit ewigen Lorbern kränzt!
Zeigt nun heute,
Tapfre Leute,
Daß Ihr Euern König liebt,
Der aus übergroßer Gnade
Seiner treuen Wachparade
Funfzehn Pfennige täglich gibt!
Immer, immer unverdrossen
Um sich gehauen und um sich geschossen!
Zielt nur recht!
Trefft nicht schlecht!

Wird mich Einer aus Verſehn erſchießen,
Den will ich mit eignen Händen ſpießen!

Schultert's Gewehr und avancirt!
Immer vorwärts! nicht retirirt!
Um Eurer Kourage Raum zu geben,
Will ich mich hinter die Fronte begeben!
(Das Detachement marſchirt in die Kouliſſen.)

Dritter Auftritt.

Adjutant allein.

Da ſteh' ich nun, ich armes Lamm!
Erbarm' dich, Vater Abraham!
Die Angſt in meinem Herzen ſieh'
Und hilf mir bald zur Kompagnie.

Vierter Auftritt.

Die Wachen (rufen in den Kouliſſen).
Wer da?
Wer da?
Wer iſt hier?

Wolf
(ſteckt den Kopf hinter der Kouliſſe hervor. Aeußerſt höflich).
Es iſt ein fremder Kavalier,
Mit einer Herde Kinder.

Adjutant.
Für Kinder iſt hier kein Quartier!

Wache.
Marſch fort, Du armer Sünder!

Wolf (indem er sich durch die Wachen durchschleicht).

Ich bin ein Mann von Lebensart,
Und bitte meine Gegenwart
Seiner Majestät zu melden.

Wache.

Du bist ein Hasenfuß, pack Dich gleich!

Einige Kinder.

Ihr Flegel, was untersteht Ihr Euch!

Wolf.

Ich muß Euch sagen, ich bin ein großer Geist,
Und wenn man mich zurückeweist,
So werd' ich's im Hamburger Korrespondenten
Nächstens zur Publizität einsenden!

Wache.

Mein Freund, Du bist ein dummes Schaf,
Der König liegt im Mittagsschlaf.

Adjutant.

Er muß anjetzt Höchstselbst verdau'n!

Wache.

Aus dem Schlaf ihn zu wecken, wird sich Niemand getrau'n.

Wolf.

Weckt ihn nur! Es wird mir gelingen,
Ihn am Ende wieder hinein zu bringen!
Kommt, Ihr lieben Kinderlein,
Wir wollen ihn aus dem Schlafe schrei'n!

(Die Kinder bringen in Masse herein und machen ein fürchterliches Geschrei. Mehrere Soldaten eilen herbei und wollen sie zurück stoßen, sie laufen ihnen aber zwischen den Beinen durch.)

Adjutant.

Verdammter Schwätzer! willst Du zurück!
Ich krieg' Dich beim Halse und brech' Dir's Genick!

Wolf.

Herr! brecht Ihr mir's Genick entzwei,
So ist's mit dem guten Geschmacke vorbei!

Erster Soldat.

Zum Teufel wäre die Heulerei!

Adjutant.

Ach welcher Spektakel! wo will das hinaus!

Zweiter Soldat.

Schlag zu, Kamerad, und wirf ihn naus!

Dritter Soldat.

Geh! oder ich spieße Dich mit der Pike!

Wolf.

Das ist ja eine verdammte Clique!

Mehrere Soldaten (kommen auf ihn los.)

Marsch fort! Marsch fort! Hinaus! Pack' an!

Wolf (ängstlich.)

Ach lieber Himmel, was fang' ich an!
(springt auf einmal mitten unter die Kinder und verkriecht sich.)
Schützt mich, Ihr Kinder, vor den grimmigen Wölfen,
Meine Freimüthigkeit kann hier wenig mehr helfen!
Denn das verdammte Lumpenpack
Hat keinen Respekt für den guten Geschmack!

Die Kinder (machen ein erbärmliches Geheul und bilden einen Kreis um ihn.)

Ach Erbarmen!
Ach Erbarmen!

Mit dem armen
Viertelsmeister!

Fünfter Auftritt.

Der König Herodes
(den Szepter und Reichsapfel in den Händen, tritt aus seinem Zelte und gähnt. Aeußerst langsam).
Gott's Blitz, wer stört mich im Regieren!

Wolf (guckt hinter den Kindern hervor).
O Fürst, den alle Kronen zieren!.....

Adjutant (schnell zu Wolf).
Ich rathe Dir, willst Du stille sein!

König Herodes.
Wie kommen denn die Bälge hierein?

Wolf (wie zuvor).
O Fürst, ich thät sie hierher führen,
Um Deine Majestät zu rühren!

Adjutant (fährt schnell auf ihn zu. Wolf verkriecht sich).

König Herodes.
Wer spricht? — wer sprach? — wer hat gesprochen?
Wer hat sich dort unter die Kinder verkrochen?

Wolf (tritt hervor).
Die Grenadiere mit groben Händen,
Vergriffen sich an meinen Talenten!
Um mein Genie war's allzu Schade,
Ich nahm hier im Winkel die Retirade!
(Weiter vortretend mit graziösem Lächeln.)
Doch darf Eurer Majestät Unterthan,
Der Viertelsmeister Wolf, sich nahn!

König Herodes.

Sprich, Wolf, ob Dich der Teufel plagt,
Du läßt Dich wieder blicken?
Ich hab' Dich schon einmal fortgejagt —
Jetzt soll Dir's nicht so glücken!
Nun hilft kein Winseln, kein Gnadenschrei'n,
Du mußt auf der Stelle des Todes sein!

Wolf.

Ach drohe nicht so arg,
Großmächtigster Monarch!
Ergieb Dich noch einmal
Der süßen Herzensqual!

König Herodes.

Ich schenkte Dir ja hundert Seelen!
Die magst Du rühren, die magst Du quälen,
Die hören Dir par Ordre zu —
Aber meine arme Seele, die laß mir in Ruh'!

Wolf.

Großer Herr mit großen Titeln!
Sieh' die Kinder in Sterbekitteln,
Sie bitten für mich und für die Stadt,
Die mein Genie vergöttert hat!

König Herodes.

Ei was vergöttern! Ei was Genie!
Auch mir juckt's unter der Krone,
Jeder König ist ein gebornes Genie,
Und sitz' ich behaglich auf meinem Throne,
So frag' ich den Teufel, ob sie mich vergöttern!
Eine jegliche Zeit druckt mit andern Lettern.

Wolf.

Deine Weisheit, Herr, ist Sentenzenreich!
Und kommt beinahe der meinigen gleich.
Doch willst Du nicht in Gnaden geruhn,
Dein Ohr den Kindern aufzuthun?
Erlaube, Großmächtigster, daß sie sich nah'n,
Und höre ihre empfindsamen Reden an!

König Herodes.

Sind Deine Kinder auch mit hier?

Wolf.

Ja, großer Herr, sie stehn vor Dir!

König Herodes.

Um den Jammer auf einmal zu enden,
Erwürg' ich die mit eignen Händen!
Will ich den Stamm bei der Wurzel fassen,
Darf ich die Kinder nicht leben lassen,
Zeige sie mir.

Wolf.

Eure Majestät werden mich doch nicht ruiniren?
Ach sollt' ich die gefühlvollen Kleinen verlieren,
So müßt' ich mich hinter den Ohren kratzen,
Ich verdiente Zeitlebens keinen Batzen!

König Herodes.

Wie? Du willst noch widerstreben,
Wart', ich will Dir.....

(König Herodes geht mit dem Szepter auf ihn zu. Alle zwanzig Kinder Wolfs springen aus dem Haufen heraus, umringen den Viertelsmeister und schreien kläglich.)

Wolfs Kinder.

O großer König, laß ihn leben!
Ach ſchone ja, ach ſchone ja!
Unſern zärtlichen ſüßen Papa!

König Herodes (tritt erſtaunt zurück).

Wie Wolf? die Kinder ſind alle Deine?

Wolf.

Ja, gnädigſter Herr, ſie ſind alle meine!

König Herodes.

O Viertelsmeiſter, Deine Fruchtbarkeit
Uebertrifft alle meine Erwartung weit!

Wolf (mit tiefer Empfindung).

Ein zärtlich Herz
Flieht ſüßen Scherz
Und Amors Küſſe nie.
Da kommt geſchwind
Manch liebes Kind —
Man weiß nicht wie?

Man ſchwärmt und weint,
Der Vollmond ſcheint,
Man fühlt die Sympathie!
Das Kind iſt da,
Man wird Papa, —
Man weiß nicht wie?

(Die Soldaten des Herodes drücken ihr Mitgefühl lebhaft aus.)

König Herodes.

O Wolf, wenn man Dich bei der Nähe beſieht,
Biſt Du doch für den Staat ein nützliches Glied!

Denn Bevölkerung und Runkelrüben
Thu' ich am allermeiſten lieben!

Wolf.

Ja Herr! Du wirſt es noch erfahren,
Ich bin Dein nützlichſter Unterthan,
Bei Mißwachs und bei trocknen Jahren,
Da ſtelle Deinen Knecht nur an,
Wie Moſes in der Wüſtenei
Schaff' ich immer friſches Waſſer herbei!

König Herodes.

Gott Lob und Dank! in meinen Staaten
Iſt das Waſſer bis jetzt immer wohl gerathen;
Doch wenn's einmal daran gebricht,
So zweifl' ich an Deiner Hülfe nicht.

Wolf.

O großer Herr! o edles Herz!
In Deinen Augen glänzt der Schmerz!
Ach ziehe nur das Schnupftuch 'raus,
Ich ſehe doch, Dein Zorn iſt aus!

König Herodes.

O Viertelsmeiſter, Du Böſewicht!
Mir wird ganz flau! mein Herze bricht,
Den verfluchten Jammer ertrag' ich nicht.

Wolf.

Herbei, liebe Kinderchen! Alle herbei!
Erhebet ein klägliches Jammergeſchrei!
Hübſch geweint, und hübſch gepinſelt!
Hübſch geächzt und hübſch gewinſelt!
Soll's am Ende wohl gelingen,
Müßt Ihr hübſch die Händchen ringen;

Wollt Ihr baldе Gnade finden,
Müßt Ihr Euch wie Würmer winden!

Die Kinder (laufen Alle um den König herum, ringen die Hände und ſingen mit kläglichen Geberden).

Der Affe gar poſſierlich iſt,
O große Majeſtät!
Zumal wenn er vom Apfel friſt,
O große Majeſtät!

(König Herodes fängt an zu weinen.)

Die Kinder (mit ſteigendem Affekt).

Gar grauſam iſt der wilde Bär,
O große Majeſtät!
Wenn er vom Honigbaum kommt her,
O große Majeſtät!

(Herodes zerfließt beinahe in Thränen. Die Soldaten weinen heftig. Der Fahnenjunker verhüllt ſein Angeſicht mit der Fahne.)

Kinder (mit dem höchſten Tone ſchmelzender Rührung).

Der Dachs im Loche beißt den Hund,
O große Majeſtät!
Soldaten macht der Degen kund,
O große Majeſtät!

König Herodes (in Verzweiflung).

Laß ab! Laß ab! ich bin gerühret!

Wolf.

Juchhei! nun hab' ich triumphirt.

Chor der Soldaten.

Qual! Qual! Qual!
Ohne Maaß und Zahl!
Alle Theilnemſchleußen
Will er uns zerreißen!
Alle Kräfte,
Alle Säfte,

Will er uns abführen
Mit dem Teufelsrühren!

König Herodes (ganz erschöpft).

Bringt Aepfel, Nüsse, Mandelkerne,
Fromme Kinder fressen gerne!

Wolf.

Herr, Du weißt Verdienst zu schätzen,
Nach dem Kummer folgt Ergötzen!

(Eine Menge Aepfel, Nüsse und Zuckerdieten werden ausgetheilt. Die Kinder fallen begierig darüber her.)

Chor der Kinder (indem sie die Nüsse knacken).

Knick und Knack!
Das ist der wahre gute Geschmack!
O wie herrlich, o wie schön,
Nach so vielen Thränengüssen
Nun mit Aepfeln und mit Nüssen
Frisch und froh nach Hause gehn!
Hat man je so was gesehn!
Knick und Knack!
Das ist der wahre gute Geschmack!

König Herodes.

Edler! wie belohn' ich Dich?
Weide ferner meine Lämmer!
Zum Burgemeister mach' ich Dich
Ueber alle Bethlehemmer!
Auch das ganze Kinderreich
Uebergeb' ich Deiner Führung,
Uebergeb' ich Deiner Rührung,
Großer, mache sie Dir gleich!

Wolf.

Ach mein Herz ist sehr empfindlich!
Deine Gnade macht mich schwindlich!

Chor der Kinder.

Victoria! Victoria!
Der hochgefeierte Tag iſt da!
Auf der Thränenleiter
Steigſt Du immer weiter,
Steigſt empor zum Götterſaal,
Großer Thränen Prinzipal!

König Herodes.

Mit Ehren laß ich Dich
Und im Triumphe gehn,
Das Einz'ge bitt' ich Dich,
Laß Dich nicht wiederſehn.

Allgemeiner Chor (mit Trommeln, Janitſcharenmuſik, Zinken, Poſaunen, Trompeten und Pauken).

Heil! Heil! Ehrenvoll!
Burgemeiſter! zweiter Apoll!
Alter Weiber Thräne ſo hell,
Iſt Dein kaſtaliſcher Silberquell!
Kindergeſchrei und Säuglingsgewimmer
Sind Deiner Thaten hellglänzender Schimmer!
Fahre Du fort alle Welt zu rühren,
Bringe die ſtockenden Säfte zum Fluß,
Denn die Kunſt zu lamentiren,
Lehrte Dich Dein Genius!
Und Weiber und Kinder ſind immer da!
Triumph! Triumph! Victoria!

(Alles zieht im Triumphe ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Marionettentheater

oder

Sammlung lustiger und kurzweiliger Aktionen

für

kleine und große Puppen.

Die Italiener, Spanier und Franzosen haben viele kleine Lustspiele, die sich durch freie Charakterzeichnung, durch kecke Karikaturen, durch komische Intrigue, durch frische Lebendigkeit auszeichnen. Das Vaudevilletheater und das Theater Montansier in Paris liefern fast lauter solche Stücke. Man strömt zu ihren Vorstellungen, sie belustigen, sie erfreuen, die Liebe zur Schauspielkunst wird lebendig erhalten, und das Volk findet eine seiner Hauptvergnügungen im Theater. In Deutschland ist es anders. Unsere Schauspieldichter wollen immer das Höchste, und sie fühlen nicht, daß sie langweilig werden. Unser Volk soll Interesse für das Theater bekommen, und wir lassen ihnen historische Drama's sehen, die eine gründliche Kenntniß der Universalgeschichte, — Tragödien, die ein genaues Studium der Antike, — Schauspiele, die eine vertraute Bekanntschaft mit dem Leben der feinen Welt und der Höfe voraussetzen. Mit einer Aengstlichkeit, als ob ein ungeheures Wagstück zu vollbringen wäre, gehen unsere

Dichter an eine dramatiſche Arbeit, und gedrückt von der unerläßlichen Form, geſchreckt durch ſo manche unglückliche Verſuche, voll Furcht vor der Menge der Kritiker und der babyloniſchen Verwirrung der Kritiken, die in demſelben Verhältniſſe in Deutſchland ſich vermehren, als die Kunſt abnimmt — iſt es ein Wunder, daß ihre Produkte ohne Leben, ohne Intereſſe, ohne Wirkung ausfallen? Noch einige Jahre ſo fort — und unſer Theater, das jetzt ſchon in Jamben zum Grabe hinkt, ſtirbt mit antiken Verzuckungen an der neuen Kunſttheorie. Wär' es nicht rathſam, durch kleine leichte Stücke, von freier und kecker Erfindung, nicht in der Bücherſprache geſchrieben, die dem freien Fluß der Rede widerſteht, aber auch nicht in dem platten Jargon des Pöbels, nicht mit vornehm witzigen Pointen, aber auch nicht mit niedrigen und pöbelhaften Späßen, voll Satyre, aber ohne Perſönlichkeiten, die Luſt und Liebe des Volks zum Theater zu wecken? — Aber wer wird ſie aufführen? Unſere Schauſpieler ſind im Allgemeinen eben ſo ſtolz als ungeſchickt, ſie verbergen hinter einer affektirten Vornehmheit, die es unter ihrer Würde hält, durch echt komiſche Darſtellungen das Publikum zu beluſtigen, den Mangel an Talenten, welcher es ihnen unmöglich macht, und gleich wie aus den alten Malerſchulen zu den Zeiten, wo es nur Meiſter, Geſellen und Lehrjungen und weder Akademien noch Profeſſoren gab,

große Maler in jeder Gattung hervorgingen, so gab es in den alten Zeiten, wo die Schauspieler nicht nach der allgemeinen flachen Gesellschaftsehre strebten, echte Künstler, die ihren Namen mit wahrer Ehre auf die Nachwelt gebracht haben.

Ich habe hier einen Versuch zu solchen Stücken gemacht. Ich habe sie **Marionettenspiele** genannt, weil ich glaube, die gezogenen Puppen von Holz werden sie eher und besser aufführen, als die hölzernen lebendigen auf unsern Haupt- und Staatstheatern.

Der Stoff zu dem „König Violon", welcher, mit genauer Beobachtung der drei aristotelischen Einheiten, ganz nach der Form des französischen Drama zugeschnitten ist, und der Stoff zu der „neuen Gurli" ist zum Theil aus dem Théâtre italien entlehnt.

Ob sie vor den Tribunalen der Kritiker Beifall finden werden, weiß ich nicht und kümmert mich wenig. So viel ist gewiß, es wird leichter sein, sie herabzuwürdigen, sie für platt und gemein auszugeben, als etwas Besseres zu machen. Auch darf man nur irgend eine Stelle ausheben, sie mitten in eine ernsthafte lehr- und salbungsreiche Rezension hineinsetzen und ich bin überzeugt, jeder Leser der Beurtheilung pflichtet dem Rezensenten bei. Die Gelegenheit, so wohlfeilen Kaufs Recht zu haben, dürfen sich die Herren nicht entgehen lassen. — Gut

gespielt, das heißt mit Freiheit, Lebendigkeit und grotesker Charakterzeichnung, werden sie Beifall erhalten, manche Stirn erheitern und manchem gedrückten Herzen die wohlthätige Erschütterung des Lachens zu einer Zeit verschaffen, wo trübe und ängstliche Umgebungen eine Aufheiterung nothwendiger als je machen. Für diesen Zweck wurden sie geschrieben.

Der Verfasser.

Der bezauberte Prinz

oder

des Doktor Pandolfo

Begräbniß und Auferstehung.

Eine Posse in drei Aufzügen.

Personen.

Prinzessin Sorina.
Bimbelino.
Prinz Lelio.
Marbille, eine alte Frau.
Pankratio,
Rosalvo, } Marbillens Verwandte.
Seline,
Viele Vettern und Muhmen der Marbille.
Doktor Pandolfo.
Manila, seine Frau.
Zwei Tagelöhner.

(Die Szene ist auf einer Insel.)

Erſter Aufzug.

Morgen. Eine Gegend am Seeufer. Ein Schiff ſteht zum Abſegeln bereit. Im Vorgrunde auf der Seite ein Haus.

Erſter Auftritt.

Sorina allein. Urganda, ſchreckliche Zauberin!
Wo führteſt Du meinen Geliebten hin?
Ich darf nicht weilen,
Ich muß ihn ereilen
Endlich einmal!
Ewiges Schmachten,
Ewiges Trachten,
Welch ſchreckliche Qual!

Fort! hinaus, wo das Meer erbrauſt!
Wo der Sturmwind über die Welle ſauſt!
Daß ich an einem andern Strande
Bald wieder lande!
Denn ich achte keine Beſchwerde,
Such' ihn überall auf der weiten Erde,
Bis ich ihn finde, bis ich ihn habe,
Bis ich an ſeinen Küſſen mich labe,
Und Deinen Groll und Deine Rache,
Urganda, verlache! (Ruft in die Kouliſſen.)
Bimpelino!

Bimbelino (schlaftrunken). Durchlaucht'ge Prinzessin, was
schreit Ihr so laut?
Es ist ja noch früh, der Morgen graut!
Sorina. Ich habe keine Ruhe, ich habe keine Rast!
Bimbelino. Ich habe aber welche, und schlafe noch fast!
Sorina. Geschwind, mein Diener, komm', wir müssen
wieder fort!
Bimbelino. O weh! was hör' ich da! fort! fort! fort!
Das ist Euer Durchlaucht Lieblingswort!
Von einer Poststation zur andern
Immer zu reisen, immer zu wandern,
Auf verdammten Chausseen,
Auf stürmischen Seen,
Und endlich ins wilde Meer hinaus!
Das Leben halt' ich nicht länger aus!
Sorina. O Einfalt, weißt Du nicht, daß mein Geliebter,
Der Prinz von Morgenland, der schöne Lelio,
Von meiner Feindin, von der Zauberin Urganda
In einen Zeisig ist verwandelt worden?
In allen Ländern fliegt er nun herum.
Ich eil' ihm nach mit brünstigem Verlangen,
Und will nicht ruhen, bis ich ihn gefangen!
Bimbelino. Ach wollte Gott, daß ich ein Zeisig wär',
Ew. Durchlaucht fängen mich nimmermehr!
Sorina. Sechs Jahre sind es schon, daß ich die Welt
durchirre.
Bimbelino. Sechs ganzer Jahre schon? Ei, ei!
Das ist eine saure Vogelstellerei!
Und habt noch weder Schwanz noch Schnabel?
Ach, Durchlaucht, das nenn' ich miserabel!
Sorina. Und denkst Du, wenn ich ihn gefangen habe, ist
Mein Leiden schon geendigt? Ach der arme Prinz!
Nicht eher kann ich ihn umarmen,
An seinem Herzen ruhn, an seiner Brust erwarmen,

Als bis ich mit dem Zeisig einst
Zu einem Grabe komme, wo ein junger Mann
Bei einer alten Frau lebendig liegt begraben:
So will's der Zauberspruch der alten Urganda haben!

Bimbelino. Durchlaucht! so lange wollt Ihr noch Prinzessin bleiben?
So lange sollen wir uns noch in der Welt rumtreiben?
Mit Schmiergeld
Und Biergeld,
Matrosenspaße,
Postillonsgeblase?
Nein, die Reise zur Hochzeitnacht
Wird Euch doch wahrlich recht sauer gemacht!

Sorina. Das Schiff steht schon parat, wir segeln gleich hinaus!

Bimbelino. Durchlauchtigste Prinzessin, da wird nichts draus,
Ich bitte mir in Gnaden meinen Abschied aus!

Sorina. Mein Diener, sage nicht! Hab' ich ihn erst gefangen,
Das Andre findet sich nach Wunsch und nach Verlangen.
Dich hab' ich ausersehn, Du sollst die Ehre haben,
Lebendig laß ich Dich mit einer alten Frau begraben,
Ich richte Dir alsdann eine Ehrensäule auf
Von Marmor und Granit, Dein Bildniß setz' ich drauf!

Bimbelino. Eile mit Weile!
Schön Dank für die Säule!
Durchlauchtigste Prinzessin,
Bin eben nicht so auf Ehre versessen,
Bin ein hübscher Junge, noch nicht in die Dreißig,
Hol' Euch der Henker mit Euerm Zeisig!

Sorina. Wie, Bösewicht, Du wagst....

Bimbelino (fällt ihr zu Füßen). Prinzessin, Gnade, Gnade!
Reist nur mit Gott allein, 's ist um mein Leben Schade!

Was ist das Leben ohne Annehmlichkeiten?
Ein schlechtes Traktament, behilf' uns Gott in Gnaden!
Die Gurgel muß rasten,
Der Magen muß fasten,
Und Gurgel und Magen — man hat sie doch lieb;
Sind doch auf der Erde der gründlichste Trieb,
Die Räder, worauf die ganze Welt kutschirt,
Die Feder, so die ganze Natur reziert,
Sind ordentlicher Weise Papa und Mama
Von Allem, was je auf der Welt geschah!

Wie helf' ich mir nun fort? Fällt mir denn gar nichts ein?
Hm hm! ja ja! das geht! ich muß eine Reiche frein!
Dort an der Ecke steht ein Haus,
Da guckt eine alte Frau immer 'raus,
Die hat viele Thaler und keinen einzigen Mann:
Das ist so ein Stückchen, das mir helfen kann!
Zwar ein häßlicher Engel — und ziemlich alt,
Hat aber schon den Husten und stirbt gewiß bald.
Ist sie todt, so schläft sie gut!
Krieg' ich ihr Geld, so hab' ich Muth!

Ich will ihr doch gleich ein Ständchen bringen,
Das Liebeserklären geht am besten im Singen!
(Er tritt vor das Haus, zieht ein Trompetchen aus der Tasche und bläst, hierauf singt er.)

Horch, was klingt so zärtlich hier,
Holdes Kind, vor Deiner Thür
In der Morgenröthe?
Guck' heraus, Du Zuckerschatz,
Ein Freier steht auf diesem Platz
Und bläst in die Trompete!

Marbillo (zum Fenster heraus). Welche Ueberraschung! ich will doch nicht hoffen?
Meine Er's denn ernstlich, oder ist Er besoffen?

Bimbelino (bläst und singt dann). Mein Trompetchen schmettert hell,
Ich bin noch ein Junggesell,
Sieh mich an in Gnaden!
Alter Engel komm' heraus,
Ach öffne mir geschwind Dein Haus
Und backe Hochzeitfladen!

Marbille (wie oben). Ne, ist's denn möglich? wie meint Er's denn? he?
Nun, komm' Er nur 'rein, scharmanter Mosjeh!
(Bimbelino ins Haus.)

Dritter Auftritt.

Zimmer der alten Marbille, sie räumt schnell auf, der Husten quält sie.

Bimbelino (im Hereintreten). Mein wertheſter Engel, Sie husten so schelmisch:
Sagen Sie mir, was bedeutet das?

Marbille. Ich bin katarrhalisch, das Wetter ist naß,
Die Nachtluft....

Bimbelino. Davor müssen Sie sich bewahren,
Was nützt die Nachtluft in Ihren Jahren!

Marbille. Von Jahren sprechen Sie nicht, mein Bester,
Meine Gesundheit wird alle Tage fester.

Bimbelino (bei Seite). Ei alle Welt!
Da wär' ich geprellt!

Marbille. Was sagen Sie da?

Bimbelino. 's war von keiner Bedeutung!

Marbille. Ich brauche das Elixir aus der Hamburger Zeitung,
Trippel's Latwerge und Lenhardt's Trank,
Das macht das Leben recht zäh' und lang.

Bimbelino (seelenlich). O theuerste Person, das macht mir viel Vergnügen!
Ich aber bin sehr krank, fast in den letzten Zügen,
Latwerge hilft mir nicht, nicht Pillen, Elixir,
Im Herzen sitzt's, mein Schatz, im Herzen sitzt es mir!
(Bei Seite.)
Im Magen,
Das darf ich nicht sagen!
Marbille. Im Herzen? hehehe! was sitzt Ihm denn im Herzen?
Bimbelino. Der Krebs, mein schönes Kind, der Krebs mit tausend Schmerzen.
Marbille. Ach geh' Er, das kann nicht möglich sein!
Wie kam er denn ins Herz hinein?
Bimbelino. Wie ich Sie sah, vor wenig Wochen,
Ist er mir rückwärts hineingekrochen!
Marbille. Und thut's Ihm denn sehr weh?
Bimbelino. Ach wie mich's kneipt und schnürt,
's ist mir, als hätt' ich mich überstudirt!
Marbille. Hehe! Er spaßt wohl nur?
Bimbelino. Ne, 's ist ein alter Schaden!
Marbille. Die Apothek' ist dort, der Doktor wird Ihm rathen!
Bimbelino. Zum Henker! wenn mein Herz voll lauter Pfeile stäke,
Zum Doktor geh' ich nicht, nicht in die Apotheke!
Zu Ihren Füßen hier will ich mein Leid ausschrei'n,
Sie soll mein Elixir, soll meine Pille sein!
Marbille. Ne, das ist ein wahrer Glückstag heut'!
Mosjeh, Er ist wohl nicht gescheidt!
Bimbelino (springt trotzig auf). So schlag' der Teufel drein! Blitz! Wetter! Element!
So seh' Sie nur einmal, wie meine Seele brennt!
Marbille (bei Seite). Er hat ein wildes Temperament!

Bimbelino (bei Seite). Ich sehe schon, ich muß sie rühren;
Alte Herzen und alte Thüren
Muß man fleißig balsamiren.
(Zur Marbille im zärtlichsten Tone.)
Mein Engel, sieh' mich an, sieh' die betrübte Miene!
Mein Herz ist weich und zart, und süß wie die Rosine,
Ich klage Dir mein Leid, gleich einer Turteltaube,
Ich bin ein Vögelchen und pick' an einer Traube,
Ich bin ein Lämmchen klein und ruh' auf Deinem Schooße,
Ich bin ein Thränenbild, bin eine weiße Rose!
Ich fall', ich sink', ich sterb', Erbarmen, ach Erbarmen!
Mein Tod rührt Dich gewiß! ich sterb' in Deinen Armen!
(Sinkt in Ohnmacht.)
Marbille (weinend und außer sich). Ach zärtlicher Mosjeh,
ach süßes Jammerbild,
So war's ja nicht gemeint! mein Herz ist gar zu mild,
Huhu! du lieber Gott!
(Sie holt ein Riechfläschchen und hält es ihm unter die Nase.)
Wo ist sein Nasenloch?
Ach komm' Er zu sich selbst! ich lieb' Ihn! riech' Er doch!
Bimbelino (niest). Pfui Henker, wie das riecht!
Marbille. Er kommt zurück ins Leben!
Bimbelino (niest). Nun sag' Sie, liebt Sie mich?
Marbille. Ich bin Dir ganz ergeben!
Bimbelino (niest). Wirf nur das Fläschchen weg!
Marbille. Ich bin voll heißer Triebe.
Bimbelino (niest). Es riecht das gar zu schlecht!
Marbille. Erkenne meine Liebe.
Bimbelino. O schöne Marbille! Du bist meine Welt!
Aber sage mir, Engelchen, hast Du denn Geld?
Marbille. Viele alte Thaler stecken
Hier in Kästen, dort in Säcken!
Viele stehn auf Pfänder aus,
Wohlbestellt ist mir das Haus!

Bimbelino. Das ſind ja allerliebſte Sachen,
Nun wollen wir geſchwinde Hochzeit machen!
Marbille. Mein Engel, wie Du willſt, ich folge mit Vergnügen!
Bimbelino. Laßt mich doch erſt noch ſehn, wo die alten Thaler liegen!
Marbille. Daß Deine Neugier doch nicht ruht!
Bimbelino. Es macht nur ſo zur Hochzeit Muth!
Marbille. Hier ſind Gold und Edelſteine!
Bimbelino. Engel, ich bin ewig Deine!
Marbille. Hier iſt Silber blank und baar!
Bimbelino. Mach' und komm' zum Traualtar!
Marbille. Ach wir wollen häuslich leben!
Bimbelino. Ja, mein Schatz, das mein' ich eben!
Marbille. Du und ich, und ich und Du!
Bimbelino. Gähnen einander alle Beide zu!
Marbille. Welch ein Glück der Häuslichkeit!
Bimbelino. Meiner Treu', fidele Zeit!
Marbille (zur Thür hinausrufend). Kommt herein, Ihr Hochzeitgäſte!
Alle lad' ich ein zum Feſte,
Nehmt vorlieb mit meiner Koſt!
Bimbelino. Hui! das geht auf Extrapoſt!

Vierter Auftritt.

Pankratio, Roſalvo, Seline und noch viele **Vettern** und **Muhmen** treten mit Komplimenten herein.

Marbille. Herr Vetter, Frau Muhme, liebwerth'ſter Neveu,
Theure Verwandte nach Stand und Würden,
Ich trete jetzt in Stand der heil'gen Eh',
Und gebe mir die Ehre, Sie zu bewirthen.
Pankratio. Vortrefflicher Einfall!
Roſalvo. Ich gratulire!
Seline. Ich bin gerührt!

Marbille. Die Zeit ist edel; wenn's Euch nicht genirt,
Wird die Hochzeit jetzt gleich zelebrirt.

Seline. Sie haben uns den Bräutigam noch nicht präsentirt!

Marbille. Hier steht mein geliebter Bräutigam,
Schön wie ein König, fromm wie ein Lamm.

Bimbelino. Gehorsamer Diener, keine Komplimente,
Wenn ich Ihren Werth nicht kennte,
(bei Seite)
Ihre harten Thaler — (laut) ihren großen Verstand,
Ich gäb' ihr nimmermehr meine Hand!

Seline. Fürwahr, man kann nicht galanter sein.

Pankratio. Frisch auf und tanzt den Hochzeitreihn!

(Alle fassen sich an, tanzen und singen, **Bimbelino** steht in der Mitte des Kreises und bläst auf dem Hörnchen.)

Hochzeit! Hochzeit!
Heidideldum!
Springt lustig herum!
Anfangs ist der Ehestand
Hold und süß wie Zuckerkant,
Hinterher — o weh! o weh!
Kommt die bittre Aloe! —
Aber tanzet und springet und jubelt laut:
Vivat der Bräutigam! Vivat die Braut!

(Ballet. Zum Schlusse wieder das Chor.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

(Straße.)

Erster Auftritt.

Bimbelino allein. Nun meiner Treu'! das heiß' ich unvermuth'te Freude!
Mein alter Schatz ist krank, sie stirbt gewiß noch heute!
Ich will nur geschwinde den Doktor holen,
Dann heißt's um so schneller: Gott befohlen!
Denn Doktor und Tod sind auf Du und Du,
Schanzt immer Einer dem Andern was zu!
(Geht vor's Doktors Haus und pocht.)
Heda! Herr Doktor! um's Himmels willen!
Kommen Sie heraus mit Pulver und Pillen,
Mit Systemen, Methoden und Aderlassen,
Da ist ein Mensch, der will erblassen.

Zweiter Auftritt.

Bimbelino. Der Doktor tritt aus dem Hause.

Doktor. Mein Freund, was schreit man so? man stört mich im Studiren!

Bimbelino. Herr Doktor, meine Frau will das Leben verlieren,
Helfen Sie sie doch vollends kuriren!

Doktor. Sei man beruhigt, Freund, ich rette sie vom Tode,
Ich bin ein absolut Genie nach der neuesten Methode!

Bimbelino. Ne, ist's Ihr Ernst, oder spaßen sie?

Doktor. Vor Allem sage man, wo sitzt die Maladie?

Bimbelino. Es nimmt ihr Kopf und Brust so ein —
Doktor. Dafür hilft nichts wie Branntewein!
Bimbelino. Sie friert und schwitzt dann hinterdrein —
Doktor. Kalt Wasser wird das Beste sein!
Bimbelino. Vor Schmerzen muß sie laut aufschrei'n —
Doktor. Ganz recht. Da hilft nur Branntewein!
Bimbelino. Der Husten macht ihr große Pein —
Doktor. Da wird kalt Wasser am besten sein!
Bimbelino. Der Athem ist schwach, der Puls ist klein —
Doktor. Allerliebst! recht schön! nur Branntewein!
Bimbelino. Oft quält sie auch das Zipperlein —
Doktor. Kalt Wasser wird wieder das Beste sein!
Bimbelino. Nun, wißt Ihr weiter nichts? was wird denn hinterdrein?
Doktor. Am End' erlöst sie Gott im Freudenhimmel sein,
Vom kalten Wasser und Branntewein!
Bimbelino. Ach, allerliebster Herr Doktor mein,
Ihr sollt mir ein großer Praktikus sein!
Doktor. Mein Freund, da hat man Recht, ich steh' auf der höchsten Spitze,
Ich kenne die Natur, wie meine Pudelmütze.
Bimbelino. Geschwind, Herr Doktor! so kommt doch nur
Und macht Eure Pudel mit der Natur!
Doktor. Respekt, mein Freund, Respekt! ein echter Doktor geht
Zwar langsam, doch gewiß und stets mit Gravität.

(Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

(Zimmer der alten Marbille.)

Marbille krank in einem Großvaterstuhle, Pankratio, Rosalvo, Seline und mehrere Vettern und Muhmen um sie herum.

Seline. Frau Muhme, ach! wie geht's?
Marbille. Frau Muhme, mir geht's schlecht!

Marbille. Das gute Herz, ja ja! Nun ist mein Haus bestellt,
Adieu, du Lebenslust! adieu, du süße Welt!
Leb' wohl, mein Hab' und Gut, leb' wohl, mein schönes Geld! (Stirbt.)

Seline. Ist sie todt?

Pankratio. Maustodt!

Rosalvo. Gott sei Dank, sie muchst nicht mehr!

Alle. Laßt uns eilen,
Laßt uns theilen,
Macht nun alle Kasten leer!

(Der Stuhl mit der Frau wird in das Kabinet geschoben, Alle fallen durch einander über Schränke und Kasten her.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bimbelino und der Doktor treten herein. Alle nehmen traurige Gesichter an.

Bimbelino. Hehe! was gibt es hier? was soll der Lärm bedeuten?

Seline. Ach, Ihre Frau ist todt!

Rosalvo. Wir sahen sie verscheiden!

Bimbelino. Ist sie todt und ist sie fort?
Ach wie sehr ich mich betrübe!
Sie war meine erste Liebe!
Sagt, was war ihr letztes Wort?

Pankratio. Als sie schied von dieser Welt,
War ihr letztes Wort noch: Geld!

Bimbelino. So edel mußte sich ihr schönes Leben enden!
Schlaf' wohl, mein Schatz, Dein Geld ist nun in guten Händen!

Pankratio. Ja wohl! sie setzte uns zu ihren Erben ein!

Alle. Sie setzte uns zu ihren Erben ein!

Bimbelino. Was Teufel, sprecht Ihr da! Ihr wollt die Erben sein?

Rosalvo. Die selige Frau, sie hat ein Testament gemacht.

Seline. Und Euch hat sie darin das höchste Glück bedacht.

Bimbelino. Nun ja, das glaub' ich wohl, ſie war von edelm Herzen,
Schlaf' ſanft, mein liebes Weib, dir folgen meine Schmerzen!
Doktor. Beweint die edle Frau nach Stand und nach Gebühren,
Ich mache mich ans Werk und werde ſie ſeziren!
Bimbelino. Herr Doktor, thut das nur, daß Niemand ſich beſchwere,
Seziren iſt auf der Welt die allerletzte Ehre!
Doktor. Ihr Tod war bloß Natur, das will mir gar nicht ein,
Ein rechter Tod muß jetzt ein rechtes Kunſtwerk ſein!
Bimbelino. Nun, werther Vetter, ſagt, eh' ihr das Herz gebrochen,
Hat ſie an mich gedacht? hat ſie von mir geſprochen?
Seline. Von Allen ſchied ſie gern, von Euch — kann ſie nicht ſcheiden.
Pankratio. Sie ſprach: „Mein lieber Mann ſoll mich ins Grab begleiten,
Ich weiß, er thut es gern, er ſtirbt mit tauſend Freuden!"
Bimbelino. Herr Vetter, ſeid Ihr toll? Ich krieg' Euch bei den Ohren!
Die alte Vettel die, hat den Verſtand verloren!
Alle. Nein, nein! ſie war bei gutem Verſtande!
Roſalvo. Auch iſt's ſo hergebracht und Sitte hier im Lande!
Bimbelino. Herr Doktor, hört einmal, das ſoll hier Sitte ſein,
Die invitiren mich, ich ſoll ins Grab hinein!
Doktor. Ih, das verſteht ſich ja, wer wird darüber ſtreiten,
Man lebt ja, Gott ſei Dank, in aufgeklärten Zeiten!
Bimbelino. Ich möchte wohl wiſſen, wer das aufgeklärt hieß!
Stirbt eine Frau, ſo reiſt man nach Paris,
Und druckt ein Paar Seufzer von ihrem Tode —
Das iſt bei mir zu Hauſe die Mode,
Und das iſt doch mein Seel nicht dumm,
Man bekommt noch ein Honorarium!

Seline. Nun, zögert länger nicht!
Roſalvo. Ihr folgt ihr aus der Welt!
Pankratio. Das Grab iſt ſchon gemacht, der Sarg iſt ſchon beſtellt!
Bimbelino. Das iſt ja dummer Spaß, hört auf, mich zu veriren!
Roſalvo. Nein, Vetter, es iſt Ernſt!
Pankratio. Ihr müßt die Welt quittiren!
Alle. Ja ja, das hilft nun nichts!
Pankratio. 's iſt Mode ſo im Lande!
Seline. Habt doch Point d'honneur! ſo feig ſein — welche Schande!
Bimbelino. Das iſt ein Teufelsland! ich hau' Euch über'n Schnabel!
Sie begraben mich, weiß Gott! das ſind die Leute kapabel!
Mit dem alten garſt'gen Thier — Ei Blitz und Sapperlot!
Da wär' ich ſchön geprellt! da ſäß' ich in der Noth!
Alle. Nun flink, Herr Vetter, flink!
Pankratio. Wer wird ſich lange zieren!
Bimbelino. Nun ſeh' einmal ein Menſch! das nennt der Kerl noch zieren!
Das Rumpelneſt iſt todt — ich denk' das Geld zu haben,
Da kommt die Sippſchaft her und will mich mitbegraben!
Das iſt ja eine Teufelsbrut!
Alle. Das Reden hilft Ihm nichts!
Roſalvo. Herr Vetter, guten Muth!
Bimbelino. Nun reißt mir die Geduld! was fang' ich an?
Schlag' ich zu, oder bleib' ich human?
Liebwertheſte Vettern! geehrte Frau Muhme!
Ihr ſteckt ja im blinden Heidenthume,
Werdet Alle mit einander vom Teufel geritten!
Was habt Ihr für verfluchte Konduiten!
Ich ſag's Euch im Guten, packt Euch hinaus,
Ich bin der Erbe, mein iſt das Haus,
Mit Kiſten und Kaſten, und wollt Ihr ja was haben,

Da — nehmt die sel'ge Frau! laßt Euch mit der begraben!
Auf welche Manier Ihr wollt, ich bin nicht schalu,
Ich gönne Euch die Ehre und sehe mit zu!
Alle. Unerhört! abscheulich!
Rosalvo. Entschließ' Er sich bald!
Pankratio. Und geht's nicht im Guten, so geht's mit Gewalt.
Bimbelino. Schont mich — theuerste Anverwandte!
Wenn ich grob werde, bin ich wie ein Elephante!
Pankratio (packt ihn an). Haltet ihn fest, er darf sich nicht rühren!
Bimbelino. Herr Vetter — will Er sich retiriren!
Geschwind laßt mich los!
(**Alle** fallen über ihn her, **Bimbelino** vertheidigt sich herzhaft.)
Alle (durch einander). Was stößt Er mich um?
Er schlägt um sich herum!
Mein Kleid! mein Bein! mein Arm!
Das Gott erbarm!
Mein Kopf, o weh!
So hört doch nur!
So laßt Euch doch rühren!
Bimbelino. Wart! ich will Euch kultiviren!
Alle (durch einander). Da ist keine Rettung! Meiner Treu'!
Er schlägt mich zu Brei!
Geschwind und holt die Polizei! (**Alle** nach der Thür.)
Bimbelino (wirft sie vollends hinaus). Nur immer hinaus, nur immer hinaus!
Mein ist das Geld und mein ist das Haus!

Fünfter Auftritt.

Bimbelino. Der Doktor.

Bimbelino. Ja sehn Sie, Herr Doktorius!
Was man in der Welt sich plagen muß!
Wer eine große Familie hat,
Liegt immerfort im Disputat!

Doktor. Die lieben Ihrigen will ich sogleich verbinden!
Bimbelino. Lassen Sie nur, das wird sich finden;
Jetzt haben wir Ruhe, wir wollen's genießen,
Wollen uns ein Bißchen das Leben versüßen!
Nicht wahr, Herr Doktor? Ein Gläschen Wein
Kann auf so eine Motion nicht schädlich sein?
Doktor. Der Wein? ja ja! der Wein stärkt Magen, Lung' und Nieren,
Hat eine Wunderkraft, die muß man admiriren.
(Bimbelino holt einige Flaschen aus dem Schranke. Er schenkt dem Doktor ein und trinkt ihm tapfer zu.)
Bimbelino. Das ist noch welcher von Anno Sechse!
Doktor. Ein unvergleichliches Gewächse!
Bimbelino. Ich merk's, beim Trinken sind Sie nicht der Letzte!
Doktor. Ich wüßte nichts, was mich mehr ergötzte!
Doch guck' ich selten ins Gläschen hinein!
Bimbelino. Was? trinken Sie denn zu Hause nicht Wein?
Doktor. Ach, bestes Freundchen, selten oder nie!
Meine Frau braucht allen zur Poesie!
Bimbelino. Es lebe die Frau Gemahlin! ist sie poetisch?
Doktor. Wir wollen davon schweigen! sie ist ästhetisch!
Bimbelino. Es lebe die Praxis und die neuen Methoden!
Doktor. Die sind unvergleichlich!
Bimbelino. Das wissen die Todten!
Doktor. Sie wissen's wohl, aber sie plaudern's nicht aus! —
Bimbelino. Ei! muß doch Alles aus der Welt heraus!
's ist einerlei, wenn man einmal verdirbt,
Ob man an der Krankheit oder am Doktor stirbt!
Doktor. Und am Ende muß auch der Doktor wandern!
Bimbelino. Ja, der stirbt wieder an einem Andern!
Doktor. 's ist kurios, da haben Sie Recht!

Bimbelino. Trinken Sie nur, der Wein ist echt,
Man wird ordentlich recht stark im Gemüth,
Wenn man die Welt durch ein Glas Wein besieht!

Doktor. Das ist ja eben, das weiß nicht ein Jeder!
Drum dozir' ich's täglich vom Katheder.

Bimbelino. Ein schwerer Satz — mein Seel nicht seichte!

Doktor. 's ist aber kurios, Sie begreifen ihn leichte!

Bimbelino. Zum Henker, das heiß' ich gescheidte Studenten!

Doktor. Müssen immer den philosophischen Braten wenden!

Bimbelino. 's ist doch in der Welt jetzt ein Haufen Genie!

Doktor. 's ist zum Erstaunen für Menschen und Vieh!

Bimbelino. Ja, wer trinkt, der kann von Weisheit sagen!

Doktor. Kommt's nicht in Kopf, so kommt's in den Magen!

Bimbelino. Fröhliches Leben, noch viele Jahr'!

Doktor. Ach, Sie müssen sterben, das ist wahr!

Bimbelino. Meine Gesundheit, Herr Doktor!

Doktor. Sie begraben sie ja mit der alten Hexe!

Bimbelino. Was taumeln Sie denn?

Doktor. 's ist nur der Wein von Anno Sechse!
Es war doch ein altes rares Stücke!

Bimbelino. Ja ja! das steigt Einem in die Perrücke!

Doktor (fällt hin). Man muß mit, man mag wollen oder nicht!

Bimbelino. Hilft gegen Podagra und Gicht!

Doktor. Was reden Sie denn? das seh' ich nicht ein!

Bimbelino. Ich meine den Wein!

Doktor. Ich rede ja von der sel'gen Frau!

Bimbelino. Wir nehmen's einander nicht so genau!

Doktor. Sie sind doch ein Mann von großen Gaben!

Bimbelino. Lassen Sie sich für mich begraben!

Doktor. Wie Sie wollen — mit vielem Vergnügen —
Ich will nur ein Bißchen — stille liegen —
's ist — meine Art so — ich beobachte nur —
So — ganz für mich — meine eigne — Natur!
(Schläft ein.)

Bimbelino. Da liegt der graduirte Doktorsverstand,
Als wären ihm alle Rezepte verbrannt!
Er hört nicht, er sieht nicht, wie sanft er ruht!
Nun nehm' ich die Perrücke und den Doktorhut,
Auch den Mantel her, nun bin ich kreirt,
(zieht sich des Doktors Kleider an)
Die Jacke wird überall venerirt!

Jetzt will ich ihm meine Kleider anziehn,
Kommen die Vettern, so begraben sie ihn.
(Zieht ihm seine Kleider an.)
Das paßt ja in Aermeln, in Kragen und Falten,
Als hätte mich der Schneider für einen Doktor gehalten!
's ist doch ein großer Mann so ein Schneider,
Er zwingt die Natur durch seine Kleider!
Da liegt sie nun da,
Die arme Materia medika,
In aller Stille,
Unkenntlich, wie eine versilberte Pille!

Jetzt will ich mich nicht lange bedenken,
Will mir 'nen Theil der Erbschaft selber schenken!
(Geht zu einem Kasten und steckt alle Taschen voll Geld.)
Herrliches Geld! mit Lust und Floriren
Will ich mir's fröhlich verinteressiren!
Mach' ich dem seligen Schatze doch Freude,
Geb' ihr einen Doktor zum Geleite!
Wenn sie sich noch mit dem Zipperlein schleppte,
Hat sie doch Jemand, der schreibt ihr Rezepte!

(Man pocht heftig an die Thür.)

Da kommen die Raben, ich hör' ihr Geschrei!
Heilige Barbara, stehe mir bei!

Stimmen (vor der Thür). Aufgemacht! aufgemacht! wir müssen ihn haben!

Alles ist fertig, nun wird er begraben!

(Bimbelino macht auf.)

Sechster Auftritt.

Bimbelino als Doktor gekleidet. Pankratio, Rosalvo, Seline und alle Vettern und Muhmen dringen herein.

Bimbelino (ahmt die Sprache des Doktors nach).

Man trete nur herein, dort liegt der Bösewicht!
Doch leise, meine Herr'n, weckt ihn bei Leibe nicht!

Rosalvo. Er schläft?

Bimbelino. Ganz fest!

Pankratio. Das sind wohl neue Ränke?

Bimbelino. Ich schrieb ihm ein Rezept von starkem Getränke!

Pankratio. Haha! Herr Doktor, das ist schön!
Nun sollt Ihr einmal sehn!
Nun will ich mich rächen,
Will ihm alle Gebeine zerbrechen,
Kommt her und helft! wir schlagen zu!

Bimbelino. Respekt, mein Freund, Respekt, Ihr habt ein Herz von Stahle!
Begrabt den guten Mann, doch seid kein Kanibale!

Rosalvo. Was? der Bimbelino? der Galgenschwengel?
Der Erzspitzbub'? der grobe Bengel?

Pankratio. Das wär' ein guter Mann? nein, nein!
Kommt her, schlagt zu, wir wollen ihn bläu'n!

Bimbelino. 's ist gut, daß er das nicht hört, Ach sei Er ja modester,
Der Mensch ist löwenstark, bedenk' Er das, mein Bester,
Er hat ein Tigerherz und schreckliche Gewalt,
Er ist im Stand' und macht die ganze Familie kalt!

Alle. Der Herr Doktor hat Recht, ja, der Herr Doktor hat Recht!

Pankratio. Ja, hochstudirter Herr, wenn ich's so recht bedenke,
Mein Seel, da habt Ihr Recht, es zittern mir noch Gelenke!
So hat er mich zerschlagen!

Bimbelino. Nun sieht Er wohl, mein Freund? drum laß Er sich doch sagen,
Der Bimbelino ist mir gut bekannt,
Er schreibt eine recht leserliche Hand!

Pankratio. Da habt Ihr wieder Recht, das hab' ich wohl empfunden!

Rosalvo. Verschreibt uns doch etwas, wir haben Alle Wunden!

Bimbelino. Hernach, Ihr Herr'n, hernach, ich will Euch wohl kuriren,
Elektrisiren! galvanisiren! trepaniren und amputiren!
Recht tüchtige Pillen, was abzuführen!
Das wird Eure Natur schon korrigiren!

Rosalvo. Ei, in der Doktorei seid Ihr doch recht erfahren!

Bimbelino. Man schreibt, man liest, man sieht, das sammelt sich in Jahren,
Doch, Freund, was hilft das Plaudern,
Begrabt den armen Mann, laßt uns nicht länger zaudern!

Pankratio. Wo ist der Kasten?

Seline. Wir legten schon die selige Frau hinein!

Roſalvo. Gebt ihm ein Brod mit!

(Es wird ein Brod hineingelegt, dann eine Flaſche Wein.)

Seline. Eine Flaſche Wein!

(Sie nehmen den **Doktor** und legen ihn hinein.)

Bimbelino. Greift ihn leiſe an! ſachte, ſachte!
Es wär' ein Unglück, wenn er erwachte!

Roſalvo. Da liegt er drin!

Pankratio. Das iſt eine Freude!

Seline. Nun ſind ſie beiſammen, die Eheleute,
Sie iſt ſanft geſtorben; aber er? o Gott!

Pankratio. Er iſt beſoffen und ſchnarcht wie ein Fagott!

Roſalvo. Seht, er bewegt ſich!

Bimbelino. Laßt ihn in Ruh'!

Alle. Geſchwinde, geſchwinde den Deckel zu!

(Der Sarg wird zugemacht. Der **Doktor** ſchreit und lärmt darin.)

Bimbelino. Nun fort, Ihr Leutchen, laßt Euch nicht rühren!
Er mag ſchreien, ſpektakeln und lamentiren!

Pankratio. Sorgt nicht, daß mich ſein Klagen beſticht,
Herr, wer mich nicht prügelt, der rührt mich nicht!

Doktor. (inwendig). Hülfe! Hülfe! ich bin nicht der Rechte!

Roſalvo. Er ſagt, er wäre nicht der Rechte!

Bimbelino. Traut ihm nicht, dem ſaubern Hechte!
Nehmt ihn auf die Schultern und tragt ihn fein munter,
's hilft nichts, er muß ins Grab hinunter!

Doktor (wie zuvor). Ich bin der Doktor, laßt mich heraus!

Pankratio. Nun gibt er ſich für 'nen Doktor aus!

Bimbelino. Nun ſeht die Liſt! die Frechheit ſonder Gleichen,
Was ſo ein Bube prahlt,

Sich zu brüſten mit ſolchen Ehrenzeichen,
Und hat ſie nicht bezahlt!

Pankratio. Packt ihn auf, er wird ſchon ſchweigen!

(Nehmen den Kaſten auf die Schultern, formiren eine Prozeſſion und ſingen.)

Chor. Was ſich hier zuſammenpaart,
Macht zuſammen die letzte Fahrt,
Eins das Andre muß begleiten,
Liebe darf der Tod nicht ſcheiden,
Habt Ihr gewacht,
Geſcherzt und gelacht,
Manche frohe Nacht,
Ei, ſo werde die letzte Nacht
Auch nicht einſam zugebracht!
Gute Nacht!

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Freier Platz an der See. In der Mitte ein frisches Grab.

Erster Auftritt.

Manila allein. Arme Manila! was sehnst Du Dich?
Was blickst Du zum Himmel, was grämst Du Dich?
Ach, eines Doktors Weib zu sein,
Ist für 'ne empfindsame Seele Pein!
Ach, hab' ich's wohl verdient, daß ich mich also quäle?
Ich, eine hohe Natur! ich, eine schöne Seele!
Welch Talent' ich hab', was ich Alles verstehe!
Ich strick' und nähe,
Ich wasche und plätte,
Ich mache Sonette,
Spitzen und Franzen,
Göttliche Stanzen —
Liebe die Menschen und lasse mich lieben,
Habe Kinder bekommen und Verse geschrieben!
Jetzt sitz' ich zu Hause bei der alten Tante,
Lese den Freimüthigen und die Elegante,
Und bin im Journal für deutsche Frauen
Langweilig in Natur zu schauen,
Ich lege mich auf die Kunst in jedem Fache
Und liefere in die neusten Almanache!
Aber mich friert bei der Literatur,
Man sehnt sich doch wieder nach der Natur!

Leider aber kommt der Mann nicht nach Haus,
Iſt immer bei Pazienten aus!
Ich hab' ihn nicht geſehen den ganzen Tag,
Wo der hölzerne Peter nur bleiben mag!
Wie man den Bimbelino hat begraben,
Da wollen ihn die Leute geſehen haben.
Nun iſt er verſchwunden, ich ſuch' ihn wie toll,
Weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll!
Noch wie ich mich muß in dem Falle betragen!
Will nur gleich in der Eliſe nachſchlagen,
Wenn man das Weib, wie's ſein ſollte, ſtudirt,
Wird man gewiß nicht hinter's Licht geführt!

(Zieht ein Buch aus der Taſche und geht ſeitwärts ab.)

Zweiter Auftritt.

Bimbelino, als Doktor gekleidet, allein. Vor einer Inſel hüte ſich jeder Chriſt,
Zumal — wenn er ein Spitzbube iſt!
Denn die Einrichtung iſt entſetzlich dumm,
Daß das Waſſer ſo läuft ringsherum!
Man kann nicht fort, 's iſt kein freier Verkehr,
So ein Land liegt wie ein Klecks im Meer!
Da hab' ich nun meine Sachen ſo gut gemacht,
Daß ich einen Doktor lebendig ins Loch gebracht,
Aber — wo ſoll ich nun hin? Ich armer Teufel!
Sie kriegen und hängen mich ohne Zweifel.
Mein armes Leben! wohin ich mich wende,
Da ſchreit ſo ein verfluchter Paziente:
„Herr Doktor, da juckt's mich!"
„Herr Doktor, da beißt's mich!"
„Mir fehlt's vorne, mir fehlt's hinten!"
Da kommen ſie und beichten ihre Sünden!
Machen Rühmens von ihrer guten Natur
Und ſchrei'n doch: „Herr Doktor, helfen Sie nur!"

Ihr Narren! ist die Natur so gut,
Was braucht Ihr denn den Doktorhut?
Ich kurire immer aufs Absolute los,
Ein guter Esel verträgt den Stoß!
Aber, lieber Himmel! wenn ich nicht bald echappire,
So geht's mir erbärmlich, mir armen Thiere!
Still, da kommt eine Madam heran,
Ich will sie doch fragen, ob nicht ein Kahn
Oder ein Schiffchen in der Nähe ist....

Dritter Auftritt.

Bimbelino. Manila kommt und liest in einem Buche.

Bimbelino. Ach apropos, allerschönste Madam,
Können Sie mir nicht berichten....
Manila. Was seh' ich, Himmel! mein lieber Mann!
Komm' her, Geliebter, in meinen Arm!
Bimbelino. Ach, daß sich Gott im Himmel erbarm'!
Manila. Was zagt mein Liebchen? was klopft sein Herz?
Schmerzliche Wonne? seliger Schmerz?
Bimbelino (mit abgewandtem Gesicht und verstellter Sprache).
's ist so was Aehnliches, liebes Kind!
Manila. O rede, mein Leben! o sprich geschwind!
Bimbelino. Mein Engel, 's ist mir so kurios!
Manila. Geliebter, was willst Du? was reißt Du Dich los?
Horch, wie die Vöglein im Walde singen!
Die Blümchen lispeln, die Töne klingen!
Die Wellen lustig im Bächlein springen!
O laß Dich fester und fester umschlingen!
Bimbelino. Ei meinetwegen mögen alle Sperlinge schrei'n,
Geh' zum Henker und laß mich allein!
Manila. Ich will nicht weichen! ich lasse Dich nicht!
O laß mich erblicken Dein Augenlicht!
Reich' her mir den warmen Rosenmund!

Bimbelius. Ach Gott! ich bin ein armer Hund!
Manila. Komm' mit! Komm' mit! es ſchatten die Bäume,
Es flattern im Dunkeln wohl ſelige Träume,
Es wiegt jedes Aeſtchen
Ein fröhliches Neſtchen!
Was zögerſt Du länger, mein Abgott! o ſprich!
Bimbelius. Nein, da verſtelle der Teufel ſich!
(Fällt ihr zu Füßen.)
Madam, ich halt' es nicht länger aus,
Nichts für ungut, ich platze heraus!
Manila. O heilige Liebe! Was muß ich ſehn!
Wie biſt Du ſo anders? wie biſt Du ſo ſchön!
Bimbelius. Ach, beſte Madam, Sie müſſen ſich faſſen!
Ich bin ja nur ein falſcher Doktor,
Den Rechten hab' ich begraben laſſen!
Manila. Wie? was? mein Mann? erklär' Dich genau!
Bimbelius. Dort liegt er und ſchläft bei der alten Frau!
Die Hexe war todt — das Grab war offen —
Ich war nüchtern — er war beſoffen —
Sie ſahn ihn für mich an — er trug meine Kleider —
Nun wißt Ihr Alles — erzählt's nicht weiter!
Manila. Daher Deine Angſt? daher Dein Zagen? —
Sei ruhig, mein Kind, es hat nichts zu ſagen!
Ein poetiſches Weib voll Phantaſie
Stößt ſich an ſolche Kleinigkeit nie!
Du lebſt, Du biſt weit ſchöner wie er —
Was will eine geiſtreiche Frau noch mehr?
Wenn ich mich darüber grämen wollte,
Wär' ich wohl das Weib, wie es ſein ſollte?
Bimbelius. Das heiß' ich doch generöſe Denkungsart!
Manila. Ja, mein Kind, mein Herz iſt zart!

Laß uns tändeln, laß uns spielen!
Laß uns schwelgen in Gefühlen!
Sieh' mich an' und lache mir zu,
Küsse mich und heiß' mich Du!

Bimbelino. Wenn's weiter nichts ist? bei meiner Treu'!
Das halt' ich mit aus, da bin ich dabei!

Manila. Nur nicht roh, nicht dumm = natürlich!
Stets empfindsam und manierlich!
Stets im sachten,
Leisen Schmachten!
Aug' in Thränen,
Herz voll Sehnen,
Fromm wie stille Blümelein
Muß ein treues Liebchen sein!

Bimbelino. Ich will's zum Spaß einmal probiren!

Manila. Mußt Dich nicht zu sehr geniren! —
Komm', mein Abgott, komm', mein Leben,
Wo die Schatten dunkler schweben,
Wo die kleinen Bäche schwatzen!

Bimbelino. Ei, so laß die dummen Fratzen!

Manila. Leise, leise! schweige, schweige!
Täubchen girrt schon auf der Eiche,
Will mit Liebchen still sich freu'n,
Sieh', hier weht der Frühlingshain!

Bimbelino. Was Du sprichst! zum Henker auch!
's ist ja nur ein Queckenstrauch!

Manila. Stille, stille! Wald erglänze!
Göttin hoch im Blüthenlenze,
Reich' uns deine schönsten Kränze!

Bimbelino. Sprich doch nicht wie Hasenschwänze!

(Beide seitwärts ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Schiff kommt mit Musik angesegelt, es landet, Sorina steigt aus, ein Zeisig sitzt auf ihrer Hand.

Sorina. Ich hab' ihn gefunden,
Mein Leid ist verschwunden,
Mein Zeisig ist da!
Was hab' ich geweinet, was hab' ich gelitten!
Nun hab' ich ihm aber die Flügel verschnitten,
Nun fliegt er nicht weiter, nun bleibt er mir nah'!
Kleiner Flüchtling, komm' und lege
Dich an meinen Busen wieder!
Wiege dich da auf und nieder.
Sollst von meinen Rosenlippen
Künftighin dein Futter nippen,
Sollst in einem Bauer wohnen,
Schön geziert mit goldnen Kronen,
Bis der alten Urganda Gewalt
Dir wiedergibt die erste Gestalt!
O Zeisig! unglückseligster der Prinzen!
Wenn sehen wir wieder unsre Provinzen?
Wenn lassen wir uns endlich kopuliren?
O Zeisig, sprich, wenn kommst Du zum Regieren?
Du flatterst? du singst? ist's möglich? ha!
Wär' etwa der glückliche Zeitpunkt nah'!
Kann ich wohl die Wonne fassen,
Wenn die Bürger aller Klassen,
Wenn die ganze Nation,
Setzt den Zeisig auf den Thron!
Wenn's dann heißt in allen Mandaten,
Wir, der Zeisig von Gottes Gnaden!
Ach, ich zittre vor Ergötzen,
Ich bin schwach — ich muß mich setzen!

(Wie sie sich aufs Grab setzt, verwandelt sich der Zeisig in den Prinz Lelio, der zu ihren Füßen liegt.)

Lelio. Sorina!
Sorina. Götter, was seh' ich!
(Fällt in Ohnmacht.)
Lelio. Sorina! Prinzessin! mein himmlisches Leben!
Komm' zu Dir, ich bin Dir nun wiedergegeben,
Ich halte Dich wieder, will nimmer Dich lassen!
O Götter, laßt sie nicht erblassen!
(Springt auf.)
Hülfe! Hülfe! Ist Niemand da?
Hört doch, Ihr Leute!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pankratio, Rosalvo, Seline kommen von verschiedenen Seiten herbeigelaufen.

Pankratio. Rosalvo. Was gibt's denn da? wer schreit denn da?
Lelio. Ist kein Doktor hier im Orte?
Rosalvo. Zu dienen, mein Herr!
Pankratio. Für Geld und gute Worte
Haben wir allhie
Ein gar berühmtes Doktorgenie!
Lelio. Geschwind holt ihn her mit Medikamenten!
Rosalvo. Was gibt's denn?
Seline. Was fehlt denn dem Pazienten?
Lelio. Ihre Durchlaucht . . . .
Pankratio. Sie hat die Durchlaucht! Henker noch ein!
Was muß das für eine Krankheit sein?
Lelio. O lauft und eilt! ich bin der Prinz von Morgenland,
Lelio der Zeisig werd' ich genannt!
Bringt Ihr den Doktor, so geb' ich Euch Gold,
So viel Ihr nur wollt!
Rosalvo. Ha, wenn das ist, da hat's nicht Noth!
Pankratio. Wir bringen ihn gewiß, lebendig oder todt!
(Beide ab.)

Lelio (niederkniend vor **Sorinen**).

Prinzeſſin, lebt Ihr noch? ſchlägſt Du noch, treues Herze,
Das mich ſo heiß geliebt? O meines Lebens Kerze
Verliſch mir nicht! ich bin's, Dein Lelio, der treu
Zu Deinen Füßen ſinkt; die Prüfung iſt vorbei!
Ach öffne mir den Himmel Deiner Augen!
Laß friſches Leben mich auf Deine Lippen hauchen!
Sorina! meine Luſt, mein Abgott, meine Welt!
Mein Kind, erhole Dich, der Doktor iſt beſtellt!

Sorina. Wo bin ich? Lelio!
Lelio. Sie lebt! ſie lebt! welch Glück!
Sorina. Iſt das ein ſchöner Traum?
Lelio. O froher Augenblick!
Sieh' Deinen Lelio!
Sorina. Du biſt's? Du biſt's, mein Leben?
Biſt wieder mir gegeben?
Lelio. Ich bin's, ich halte Dich, der Treuſte aller Treuen!
Sorina. Mein Bräutigam!
Lelio. Meine Braut!
Sorina. Laß unſern Bund erneuen!
Lelio. O Wonn'! o Glück!
Sorina. Euch, o ihr Götter, preiſ' ich!
Lelio. Urganda ſei gelobt! ich bin nicht mehr ein Zeiſig!
Sorina (aufſtehend). Wo bin ich denn? hier iſt ein friſches Grab!
O Lelio! ſo muß ſich Alles fügen!
Ein altes Weib muß hier in dieſem Grabe liegen,
Und lebendig muß ein Mann mit ihr begraben ſein,
So war der Zauberſpruch — und Alles trifft nun ein!
Lelio. Der Unglückſelige! könnt' ich ihn befrei'n!
Sorina. O rett' ihn, rett' ihn!
Lelio. Wer mag er ſein?
Seline. Damit, o lieber Herr, kann ich Euch dienen,

Der Mann hieß Bimbelino, den wir haben
Mit unſrer alten Tante hier begraben.
Sorina. Was ſagſt Du? rede! ſprich!
Der Mann — wie nannt' er ſich?
Seline. Herr Bimbelino ward er hier genannt,
Es war ein närr'ſcher Kauz, ich hab' ihn wohl gekannt!
Sorina. Er iſt's! er iſt's! o Himmel und Erde!
Bimbelino, mein treuer Reiſegefährte!
Lelio. O klage nicht ſo laut,
Durchlauchtigſte Braut!
Sorina. O ew'gen Schickſals verborgne Macht!
Wie habt Ihr ihn denn noch ins Grab gebracht?
Lelio. Ich ſchwör' es Dir auf Prinzenparole,
Daß ich ihn wieder aus dem Loche hole!
Seline. Nein, nein, mein Herr, da wird nichts draus!
Lelio. Ich hab's geſchworen, ich hol' ihn heraus!
Seline. Das ſollt Ihr wohl bleiben laſſen, Ew. Gnaden!
Lelio. Dort ſeh' ich Leute mit Schaufeln und Spaten!
Sorina. O edelſte aller edeln Edelthaten!

(Zwei Tagelöhner mit Schaufeln kommen.)

Lelio. Hieher geſchwinde! gegraben! gegraben!
Ihr ſollt auch Jeder einen Dukaten haben.
Erſter Tagelöhner. Das thun wir nicht!
Zweiter Tagelöhner. Das iſt verboten!
Seline. Herr Prinz, ich ſag' Euch, laßt die Todten!
Lelio. Geht auf die Seite, Durchlauchtigſte Prinzeſſin,
Ich bin hitzig und könnte mich vergeſſen —
Und wenn ich die Achtung überſchritte....
Sorina. O ſchönes Herz voll zarter Konduite!

(Ab ins Gebüſch.)

Lelio. Verdammtes Volk, Ihr ſeid verloren,
Ich ſtamme her von Rieſen und Mohren,
Von alt-afrikaniſchem Mordgeblüte
Und bin ein Löwe, wenn ich wüthe!

Als mich der liebe Gott ausgeheckt,
Da hat er sich hin aufs Sopha gestreckt,
Und hat zu seinen Engeln gesagt:
„Da hab' ich mich mit einem Kerl geplagt,
Der soll nun wieder die Menschen plagen.“ —
Drum grabt, sonst will ich zu Brei Euch schlagen!

Erster Tagelöhner. Ja, wenn Er's so meint!
Zweiter Tagelöhner. Das ist ein ander Ding!
Erster Tagelöhner. Hätt' Er's doch gleich gesagt —
Zweiter Tagelöhner. Nun graben wir flink.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Pankratio und Rosalvo bringen Bimbelino, als Doktor verkleidet, gebunden. Manila läuft hinterdrein.

Pankratio. Da ist der Doktor, wir haben ihn gefunden.
Rosalvo. Er wollte nicht mit, drum haben wir ihn gebund'n!
Lelio. Ihr groben Flegel, wer hat Euch befohlen,
Einen berühmten Gelehrten so zu holen?
Bimbelino. Ich habe ja die Praxis aufgegeben!
Manila. Ach schont meines Geliebten theures Leben!
Rosalvo. Ih, liebe Frau Doktor'n, so schweig' Sie doch still!
Pankratio. 's ist ja nur, weil er nicht kuriren will.
Bimbelino (sieht das Graben). Was seh' ich, o Himmel!
Rosalvo. Wo will das hinaus?
Seline. Je denkt nur, Vetter, sie graben ihn aus.
Erster Tagelöhner. Der Prinz hat's befohlen, wir müssen es thun.
Manila zu **Lelio.** Ach laßt doch die Todten, wie sanft sie ruhn!
Lelio. Ich weiß, er ward lebendig begraben,
Den Bimbelino muß ich haben!

Rosalvo. Pankratio. Kommt er wieder 'raus, wir schlagen ihn todt!

Bimbelino. Herr, erbarm' dich meiner Noth!

Erster Tagelöhner. Wir haben ihn, wir haben ihn!

Zweiter Tagelöhner. Er ist noch lebendig!

Erster Tagelöhner. Er schlägt, er schimpft, er zappelt unbändig!

Manila. Ich fall' in Ohnmacht! (Fällt hin.)

Bimbelino. Ich steck' am Spieße! (Kriecht in einen Winkel.)

(Die Tagelöhner ziehen den Doktor in Bimbelino's Kleidern heraus.)

Doktor. Gott's Tausend! seht einmal, ich bin im Paradiese!
Ja, ja, das riecht man gleich, es riecht so wundersüße.
Nun meinetwegen sei's; ich bin hier wohlbekannt,
Schon manchen Ehrenmann hab' ich hieher gesandt!
Aber, da liegt meine Frau! wie kam die herein?
Alle Wetter! das kann's Paradies nicht sein!

Lelio zum **Doktor.** Bimbelino, Ihr habt den Verstand verloren!

Doktor. Was? ist der Bube hier? ihm ist der Tod geschworen!

Rosalvo. Er spricht ganz konfus, woher mag das kommen!

Doktor. Kennt Ihr den Doktor Pandolfo nicht mehr?

Pankratio. Er ist halb todt, auf meine Ehr'!
Das hat ihm so den Kopf benommen.

Sorina, aus dem Gebüsch hervortretend, zum **Doktor.**
O Bimbelino, Du Bösewicht!
Du verdientest zwar meine Gnade nicht!

Doktor. Wer ist Sie denn? ich kenne Sie nicht!

Bimbelino (springt, wie er die Prinzessin erblickt, hervor).
Ach Durchlaucht! Gnade! welch frohes Geschicke!
Helft mir! helft mir! erbarmet Euch mein!

Sorina. Was ist das?
Doktor. Der Bube! nun kann er schrei'n!
Bimbelino. Ich bin nicht der Doktor, verwünscht wär' der Handel!
Die verdammte Perrücke!
Der verfluchte Mantel! (Wirft beide von sich.)
Ich bin Bimbelino, erbarmt Euch mein!

Sorina und Lelio. Welch eine List!
Rosalvo. Potz Mäuschen!
Paukratio. Wir haben
Unsern vortrefflichen Doktor begraben!

Rosalvo zum Doktor. Warum hat Er's nicht gesagt?
Paukratio. Das hat er vergessen!
Doktor. Ich habe ja geschrien wie besessen!
Rosalvo. Potz Mäuschen! wir dachten, er hätte gelogen.
Alle Drei (auf Bimbelino herein). Der Bösewicht hat uns Alle betrogen!

Bimbelino. Ach seht mich nicht so grimmig an,
Ich hab's seiner Frau zu Gefallen gethan!

Manila (springt auf). Bube, Du lügst! mein Männchen! mein Leben!
Dem Kummer hatt' ich mich hingegeben;
Ich habe geweinet Tag und Nacht,
Ich wußte mich nicht vor Gram zu retten,
Da hab' ich meinen Schmerz zu Papiere gebracht
In zwei göttlichen Sonetten!

Doktor. Ich glaube Dir Alles! meinetwegen!
Eine geistreiche Frau ist ein besondrer Segen!

Bimbelino. Durchlaucht'ge Prinzessin, ach laßt Euch doch rühren!
Sorina. Mein Prinz, erlaube mir, mich rührt sein Lamentiren,
Er ist ein hübscher Mensch, wir woll'n ihm pardonniren!

Lelio. Prinzessin, wie Ihr wollt, mir gefällt seine List,
Ich glaube, daß er bei Hofe zu brauchen ist!

Sorina. Nun? weigerst Du Dich noch, ein Hofamt anzunehmen?

Bimbelino. Nein, Ew. Durchlaucht, nein! ich will mich zu Allem bequemen!

Sorina. Zwar hast Du's nicht verdient, doch ich verzeih' in Gnaden!
Wir kehren nun zurück in unsre lieben Staaten,
Und wollen sogleich Dich mit uns führen,
Sei uns getreu und hilf uns brav regieren!

Bimbelino. Ach Durchlaucht, wie glücklich macht Ihr mich nun!
Ich werd' im Regieren mein Möglichstes thun!

Sorina. Ihr Andern, bittet Euch jetzt eine Gnade aus!

Manila (fällt dem Prinzen zu Füßen). Nehmt mich mit, o nehmt mich hin!
Ich bin eine Dichterin,
Zart mein Herz, doch allzu weich,
Was ich sehe, lieb' ich gleich.
Die verwünschte Ehelast
Ist mir gar zu sehr verhaßt!

Doktor. Erzeigt mir die Gnade! befreit mich einmal!
Sie ist meiner Seelen ein Original,
Studirt Philosophie und das Modejournal,
Macht viele Verse und noch mehr Qual!

Lelio. Wohlan, mein Kind, Du hast so schöne Augen,
Ich nehm' Dich mit, man kann Dich weiter brauchen.
Ich will in meinem Reich Akademien gründen,
Du lockst Studenten hin, das Andre wird sich finden.

Manila (springt freudig auf). Göttlich! göttlich! ach wie schön!
Ja, da bin ich in meinem Fache!

Herr Prinz, Ihr sollt Euer Wunder sehn,
Wie ich Dichter und Philosophen mache!

Lelio (zu den Uebrigen). Und Ihr wollt nichts? Ihr schweigt so still?

Alle. Gebe Er uns, was Er uns geben will!

Lelio. Hier habt Ihr Geld, trinkt auf mein Wohlergehn!

Alle. Große Gnade! wir danken schön!

Bimbellino. Und denkt an mein Genie und meine Pfiffe!

Sorina. Lebt Alle wohl! wir gehn nunmehr zu Schiffe!

Chor. Zu Schiffe! zu Schiffe! hinaus! hinaus!
Zur lustigen Heimath gefahren!
Wenn Wellen sich heben, wenn Sturmwind braust,
Wird fröhlicher Muth uns bewahren!
Denn wer am meisten gescherzt und gelacht,
Der hat seine Wallfahrt am besten vollbracht!

(Steigen ins Schiff und segeln mit Musik ab.)

Ende des sechsten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.